



THEODOR HAECKER
DIALOG ÜBER CHRISTENTUM
UND KULTUR, MIT EINEM EXKURS
ÜBER SPRACHE, HUMOR
UND SATIRE

BEI JAKOB HEGNER IN HELLERAU

M 2,52

THEODOR HABECKEN
DIALOG ÜBER CHRISTENTUM
UND KULTUR, MIT EINEM EXKURS
ÜBER SPRACHE, HUMOR
UND SATIRE



ERH. JAKOB RECHNER IN HILFENKAU



HAECKER: DIALOG ÜBER CHRISTENTUM

THEODOR HAECKER
DIALOG ÜBER CHRISTENTUM
UND KULTUR, MIT EINEM EXKURS
ÜBER SPRACHE, HUMOR
UND SATIRE

MCMXXX

BEI JAKOB HEGNER IN HELLERAU

*



30.35.17207

1930 IA 1445

Der Abschnitt über den katholischen Schriftsteller und die Sprache
war ein Beitrag zu »Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in
Deutschland«. Festschrift für Karl Muth.

163,18

DIALOG ÜBER CHRISTENTUM
UND KULTUR

Hans Kestranek gewidmet

DER FREUND: SIE HABEN DIE SÄTZE GESCHRIEBEN: »Und hier vielleicht ist überhaupt das Gesetz oder eines der Gesetze für die Verbindung von Christentum und Kultur: Die Möglichkeit einer christlichen Kultur — also unter Voraussetzung des Faktums der Offenbarung, unter Voraussetzung auch der Annahme dieser Offenbarung durch den Glauben, des Primates des Glaubens, der Lebendigkeit des Glaubens — steht in direktem Verhältnis zu der relativen Gesundheit des natürlichen Verstandes und der Vernunft, zu der relativen Reinheit der Sitten, und zwar nicht der Einzelnen, auch nicht einer engeren Glaubensgemeinschaft nur, sondern eines ganzen Stammes, eines ganzen Volkes, einer ganzen Nation. Eine christliche Philosophie zum Beispiel wird so dort möglich sein, wo der „gemeine Menschenverstand“ verhältnismäßig intakt erhalten ist in den herrschenden Schulen, wo an der natürlichen Kraft der Vernunft, Wahrheit zu erkennen, nicht gezweifelt wird — sie wird indessen in dem Augenblick unmöglich, wo die natürliche Vernunft — nicht bloß ihr Hochmut — verachtet, in den Staub getreten wird, vor allem, wo ihr die Kraft einer natürlichen Gotteserkenntnis abgestritten wird. Gewiß ist durch die Gnade Gottes auch dann noch der

Glaube des Einzelnen möglich an die Wahrheiten der übernatürlichen Offenbarung, aber er ist in furchtbarer Gefahr; dann, und dann erst paßt auf ihn das großartige Bild, das der Jansenist St. Cyran in fanatischer Überzeugung und, mag sein, eben aus dem Grunde, weil er die natürliche Gotteserkenntnis unterschätzte (wie Pascal!), auf die normale christliche Seele überhaupt anwendete — : der Glaube ist dann wie eine glühende Kohle auf eine öde Straße geworfen in der Finsternis der Nacht, umtoft von eisigen Winden und Schnee. — Hier ist vielleicht das Gesetz oder eines der Gesetze: Eine christliche Kultur und also auch Kunst ist dann möglich, wenn neben den Grundlagen eines klaren Intellekts der natürliche Wille nicht allzu pervertiert ist, wenn die Hierarchie der natürlichen Werte durch Sitte und Gewissen verhältnismäßig unangegriffen, gesichert, anerkannt und funktioniert ist; sie wird in dem Augenblick unmöglich, wo ein Niederes die Herrschaft übernimmt. Wohl ist auch dann noch die übernatürliche Schönheit für den Glaubenden erfaßbar, aber meist ganz in das Unsichtbare entrückt und muß des Leibes ganz entraten; und wohl ist auch dann noch die natürliche Schönheit für den einzelnen Künstler erraffbar, aber sie ist wie ein Raub

und eine Gewalttat, sie ist einsam und macht unfähig einsam, und sie zerstört die Kräfte des Künstlers. Es müßte jene Seelen, deren manche sind, die in der wachsenden Häßlichkeit dieser Tage trauern und nach der uneinholbar entfliehenden Schönheit klagend rufen, es müßte sie frappieren und ablenken von den Irrwegen, die sie gar zu gerne gehen, indem sie nun verzweifelt in dem Gefühle, an ihrer Wurzel verdorren und erstickend den Atem ihres tieferen Lebens missen zu müssen, die ästhetischen Werte über alle anderen stellen — es müßte ihnen zur Befinnung helfen und sie heilen die Einsicht, daß alle die Kunstwerke, die auch sie für die größten halten, durchaus nicht in Zeitaltern ästhetischer Lebensanschauung erwachsen sind, sondern in solchen, die vor allem einmal die Vernunft geehrt und eine natürliche Gotteserkenntnis noch für selbstverständlich gehalten haben.«*

Ihre Intention nun mag das rechte Ziel gehabt haben, Ihre These mag die gesunde Gestalt menschlicher Wahrheit haben: nämlich sich stolz und eiferfüchtig verschlossen zu halten gegen das Eindringen des Irrtums, demütig aber und weit offen

* Siehe Theodor Haecker, Christentum und Kultur, München 1927, p. 50 ff.

zu fein und zu bleiben für den Einfall immer hellerer Strahlen des Lichtes — indes, ich kann mir nicht helfen, Ihre Sätze scheinen mir Ihre Intention nicht voll zu erfüllen, nicht bloß in einem idealen Sinne, wie sollte ich so Unmögliches verlangen! nein, auch so, daß die Erfüllung unter Ihrer, des Schriftstellers, eigenen Kraft bleibt, daß Sie nicht alles getan haben, was Sie hätten tun können, um so energisch zu eilen, was Sie so scharf trennen: Christentum und Kultur, trennen, als wären beide gleichberechtigte Mächte, Dinge von gleicher Größe auf gleicher Ebene, während doch ein Ganzes gegenüber einem Teile steht, ein Absolutes gegenüber einem Relativen, ein Unvergängliches gegenüber einem Vergänglichen.

DER SCHRIFTSTELLER: Wann hat ein Mensch jemals alles getan, was er tun kann? Und ein Schriftsteller ist nicht mehr als ein Mensch. Wohl, Sie rühren noch an eine eigentliche Qual und Ohnmacht des Schriftstellers, nicht einmal, was er doch auch schon unvollkommen gedacht hat, vollkommen sagen zu können, aber Sie können es nicht quälender und machtloser fühlen als er selber, er, der Schriftsteller. Keiner, wenn er es von ganzem Herzen ist und sein Leben darin hat, in dem nicht die Sehnsucht brennte, der Idee sei-

ner Existenz zu genügen, Unvergängliches oder, wenn er demütig ist, doch schwer Vergängliches zu schreiben, der nicht den Horror kennt vor der Leere des Geredes und der fluchwürdigen Mechanik toter Wörter, die Angst, daß er ausgelöscht werde, nicht von der Finsternis, sondern — die heilige Angst — von dem Lichte der Wahrheit selber, weil kein Funken ihrer in ihm war, daß sein Wort vergehe, nicht weil das Schweigen des Todes es erstickt oder der Lärm der Zeit es über-tönt — das kann ja eine Erlösung, kann erwünscht sein! — , nein, die heiligere Angst, daß es vergehe vor dem Worte, das nicht vergeht, weil es keinen Teil daran hat. Aber Sie rühren noch an mehr als an Qual und Ohnmacht des Schriftstellers, Sie rühren an Wesen und Wirklichkeit menschlichen Erkennens und Sprechens überhaupt. Selbst der menschliche Geist kann in einem Blitz natürlicher Erleuchtung, der wie ohne Zeit ist — in einem seligen Augenblick der Erfüllung scheinen die Schalen der Waage von Zeit und Ewigkeit gleich zu stehen — , unendlich vieles in einer Einheit erkennen, aber im Schoße unfagbaren Schweigens bleibt solche Erkenntnis — will oder muß er es denken oder gar schreiben, so muß das Ineinander auseinander, und eines steht neben dem an-

dern, ach, in oft zu großen Abständen und wie durch Wüsten und zwischen Abgründen — und nacheinander, ach, als ob Jahre, in denen vieles unrettbar vergessen wurde, dazwischenlägen — und in diese tückischen Abgründe, in diese bösen Jahre fällt vieles, manchmal sogar alles, nämlich die Einheit, in sie fallen auch, glauben Sie mir, die Schweißtropfen und die Tränen des Schriftstellers. Wer diese Ohnmacht der Sprache nicht kennt, er kennt die Sprache nicht, und nie wird sie mächtig werden in ihm, was sie immer nur wird aus einer ursprünglichen Ohnmacht. Selbst der Mystiker, wenn er nicht im lebendigen Wirken des Schweigens mit Gott verbleibt, wenn ihn der Geist treibt zu reden, er, der am nächsten dem schauererregenden Mysterium der Einheit ist, er muß trennen, das eine neben dem andern, das eine nach dem andern sagen, er muß scheiden und unterscheiden, und sind auch seine Distinktionen schärfer als Messer der Chirurgen und als Werkzeuge und Methoden der Physiker und Chemiker, und geht auch sein Fuß sicher entlang von Abgründen, wo unmöglich zu gehen ist für einen andern als ihn, den der Heilige Geist leitet — vieles und manches geht doch verloren. Und um sich und die Einheit zu retten, muß er zu dem Bilde

fliehen, dem Bilde, das vor dem Denken und ohne das Denken viel weniger ist als dieses, das aber nach dem Denken und mit dem Denken wieder mehr ist als dieses; zu dem Bilde, das, wenn es nur sichtbare Sichtbarkeit ist, wenn es monadisch verschlossen ist, abgeschlossen, heidnisch abgeriegelt und hochmütig gegen die realste Realität: das Unsichtbare, weniger ist und ungeistiger als das Denken, aber mehr wird, wenn seine Sichtbarkeit wächst und klarer erstrahlt, weil es offen ist gegen die Welt des Unsichtbaren und zugleich ein Gleichnis ist. Die Gleichnisse und Bilder Christi, aber auch die der Propheten und Apostel sind mehr und unergründlicher und reicher und tiefer als alle Summen zusammengenommen, alle wirklichen und möglichen. Von dieser Tatsache des erzwungenen Nach- und Nebeneinander lebt und nährt sich auch alle Häresie. Unverletzlich und unangreifbar ist die schweigende Einheit im Herzen des Gläubigen, aber was er denkend spricht oder schreibend denkt, was er notwendig auseinander, nebeneinander, nacheinander spricht oder noch in höherem Maße auseinander, nebeneinander, nacheinander schreibt, denn was er laut spricht, kann noch einen einenden, zusammenhaltenden Ton der lebendigen Überzeugung und

Inbrunst, des unverlierbaren Innenseins und Innenseins haben, den Eindruck einer in sich einigen Person geben — das kann auseinandergerissen werden, dessen Teile können gegeneinander mit dem Geiste des Aufruhrs befeelt werden, oder können erdroffelt oder abgehackt werden. Doch wie steht es denn mit unserem Thema? Ist vielleicht nicht ein Unterschied zwischen Natur, zu der in ihrer Wurzel alle Kultur gehört, und Gnade, aus der allein das Christentum lebt? Führt aus der Welt eines Modernen, der die folgenden Sätze als Bekenntnis geschrieben hat: »Ich glaube an Michelangelo, Velasquez und Rembrandt, an die Kraft der Zeichnung, das Mysterium der Farbe, die Erlösung aller Dinge durch die ewige Schönheit und die Botschaft der Kunst, welche diese Hände gesegnet haben«, führt aus der Welt dieses Modernen, nicht aus der der Michelangelo, Velasquez, Rembrandt, mit denen er sich lästerlicher Weise verwechselt, führt aus dieser Welt, in der heute stolz Hunderttausende von »Gebildeten« leben, aus dieser Welt des Bildungsliberalismus, aber auch des in einem verzweifelten Kierkegaard'schen Sinne »ästhetischen« Menschen ein Weg zur Welt der Gnade und des Heiligen Geistes? Ist nicht der Unterschied einer Welt zwischen bei-

den, der Unterschied nicht nur dieser Welt, sondern aller nur denkbaren erschaffenen und nichterschaffenen Welten? Ja wäre selbst der ewige Logos Fleisch geworden in einer Welt so sündelos wie voller Sünde jene, in die Er in der Wahrheit eingetreten ist, Er wäre doch nicht von dieser Welt, auch nicht einer ohne Sünde: Es bleibt der Unterschied einer Welt. Habe ich mehr, oder habe ich es falsch gesagt? Sie haben den Einwand erhoben, Sie haben das Wort.

DER FREUND: Ich nehme es. Ich frage: Entwindet sich einem nicht beim Hören Ihrer Sätze der doch allgegenwärtig sein sollende Gedanke, oder entflieht nicht Leben und Kraft eben diesem Gedanken, daß alles Sein der Welt von Gott ist, dem Schöpfer, daß Sie Ihren Arm nicht bewegen können, um Ihre Sätze zu schreiben, die wahren und die falschen, ohne die Kraft, die Ihnen von Gott gegeben ist, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen des Vaters, daß alles, alles von ihm ist — außer der Sünde? Kultur nun ist die Blüte menschlicher Kraft und Arbeit. Und wie soll der Schöpfer den schöpferischen Menschen nicht lieben? Wie aber sollen die beiden Welten zusammenkommen ohne Vertrauen? Wie soll die Einheit werden, ohne daß die höhere Welt sich

herabläßt und neigt zu der niederen und sie zu durchdringen sucht? Es ist auch nicht so, wie Sie sagen, daß das Christliche eine Kultur nur heilige, ihr sozusagen bloß die Hände auflege und sie segne; nein, eine christliche Kultur ist überhaupt erst dort, wo der durch den Glauben erleuchtete Geist mitschafft und schöpferisch ein Ganzes als ein völlig Neues hervorbringt, ein Ganzes, dessen einzelne Teile einzeln wohl alle auf Kräften ruhen, die dem Reiche der Natur zugehören, das aber von Gott geschaffen ist, Teile, die indes ohne die Gnade, welche die Kraft des christlichen Glaubens ist, niemals weder einzeln so rein und durchsichtig wirken, noch auch vor allem in so hierarchischer Fülle ein Ganzes hervorbringen könnten. Eine jede andere noch so große Kultur hat etwas Anarchisches in sich, ein Übermaß, ein Unmaß, eine Empörung, eine Ohnmacht. Eine christliche Kultur als Ganzes ist nicht eine weltliche Kultur, die, weil sie relativ rein ist und der christlichen Ethik entgegenkommt, gleichsam von außen her den christlichen Segen bekommt — so wenig wie der Mensch schlankweg bloß ein »Tier« ist, in das die Vernunft gesenkt wird. Von allem Anfang an ist das Animalische im Menschen »anders« — eben vom Höheren, vom Menschsein her be-

stimmt — als im Tiere —, sondern sie ist *von der Wurzel aus* ein Ganzes und ein Anderes, das wohl die Kräfte des natürlichen Genies von Volk und Einzelnen voraussetzt — ohne sie keine Kultur —, in deren tiefstem Innersten aber schon von Anfang bis Ende der Geist des *Glaubens* mitschafft, wodurch etwas entsteht, das ohne ihn niemals entstanden wäre, noch je entstehen könnte. Und das ist auch der Weg, wie eine Kultur wieder gerettet werden kann und zurückgeführt *in integrum*.

DER SCHRIFTSTELLER: Distinguo. Ich kann Ihnen folgen, und ich kann Ihnen nicht folgen. Ich kann Ihnen folgen dort, wo ich Ihnen schon vorausgegangen bin, als ich sagte, daß das Christentum eine Kultur niemals primär erschaffe, sondern die sie ursprünglich schaffenden, aber von Gott verliehenen Kräfte heilige. Was sagen Sie denn mehr? Es ist nicht gut und nicht schön von Ihnen, diesem Worte nur eine äußerliche Bedeutung zu leihen, wo es eine feste innere doch schon hat. Denn so, wie die Kirche das Wort versteht, bedeutet es eine göttliche Kraft, die an die Wurzel und in die Eingeweide aller Wesen dringt, schärfer als ein zweischneidiges Schwert, verzehrender als das irdische Feuer, aber auch

schöpferischer in seiner heiligen Art als die Natur. Und so sollte es auch hier verstanden sein. Aber ich folge Ihnen, weil Sie es noch deutlicher sagen. Gewiß, das ist so, nie wird eine christliche Kultur in höherem Sinne dort entstehen, wo das Dogma nur die negative Bedeutung eines regulativen Prinzips hat, einer Grenze, bis zu der man gehen und schaffen darf: diese Aufgabe hat das Dogma auch, natürlich, und es ist eine heilsame Aufgabe, aber zu einer christlichen Kultur reicht keine Negation aus Furcht bloß; die große Liebe muß dazu. Kultur ist die Blüte der Unbefangenheit und Unmittelbarkeit, einer durch viele Mittelbarkeiten und Befangenheiten wiedergewonnenen Unmittelbarkeit und Unbefangenheit oft, gewiß, und durchaus nicht Frucht einer animalischen Naivität, aber Verbote und Grenzen und Negation allein machen sie unmöglich. Es muß im schaffenden Christen mehr sein, eine Steigerung, eine absolute Position, ein *sensus* dogmaticus, ein Instinkt des Dogmatischen, dem er folgt, aus dem er schafft. Kein bloßer christlich gefärbter Moralismus allein genügt zu einer christlichen Kultur, sonst hätten wir eine, wir haben aber keine, das sind ineptiae, das kann nur Flachheit und Impotenz meinen. Nicht einmal eine

ernstere christliche Ethik hat diese Kraft, denn kein Sollen erzeugt jemals eine Kultur; ihr Schoß, aus dem sie geboren wird, ist immer ein überschüssiges Sein. Es ist das christliche metaphysische Sein allein, realisiert und aktualisiert im Menschen durch den Geist des göttlichen Glaubens: es ist die große christliche metaphysische Wirklichkeit aller Wirklichkeiten, *die Inkarnation*, die da offenbart und feierlich verkündet ist wie vom Thron aller Throne im Anfang des vierten Evangeliums; diese erlauchte Metaphysik ist es, die allein die Kraft gibt, eine christliche Kultur zu schaffen. — Ich folge Ihnen nicht, wo Sie mir nicht zu folgen scheinen. Wenn Sie meinen, ich unterschätze die Kraft eines starken christlichen Glaubensgeistes, eine Kultur mitschaffend so zu gestalten, daß ein völlig, unverwechselbar und unvergleichbar Neues entsteht, ein Neues auch eben dadurch, daß es alles und jedes Natürliche zu klarerer und durchsichtigerer und harmonischerer Gestalt, oder überhaupt erst zur Gestalt bringt, als es das allein mit eigenen Kräften, die indes auch nicht eigene im eigentlichen absoluten, sondern im übertragenen verliehenen Sinne sind, je könnte, so meine ich, daß Sie die Möglichkeit zu überschätzen scheinen, diese heutige Kultur lasse sich in eine

christliche umgestalten — dazu fehlt die Empfänglichkeit des Seins sowohl, wie der Wille zur Empfängnis, wie die vorhandene Kraft des zeugenden Glaubensgeistes derer, die noch glauben. Sie nähert sich nicht, sie flieht. Denn wenn Sie auch meinen, ich hätte das Vorläufige zu stark betont, es ist doch so: Zu einer christlichen Kultur gehört nicht nur als letztes formales Prinzip der lebendige Glaubensgeist selber, sondern auch eine relative Gesundheit des Natürlichen; nicht nur mit der fides muß es stimmen, auch mit den praeambula fidei im weitesten Sinne, sonst wird keine christliche Kultur und sehen Sie, mit diesen praeambula, als den Voraussetzungen, als dem Fundament, stimmt es in der heutigen Welt schon gar nicht. Wie kam denn das Christentum in die Welt? Was für Leuten wurde es zuerst gepredigt? Menschen mit nüchternem, gesundem, von keinem philosophischen Paradox angekränkelten Verstande, zudem im reifen Mannesalter, Juden, also Angehörigen eines Volkes, das heute noch wegen seines gefunden Verstandes berühmt ist in einer durch eklatante Ausnahmen immer neu bestätigten Regel. Denn der gemeine Menschenverstand ist trotz hochmütiger Philosophen der potenteste Kritiker über die Wahrheit philoso-

phischer Systeme. Es wurde nicht gepredigt Männern, die schon jahre- und nächtelang diskutiert hatten, ob die Welt aus Feuer oder aus Wasser bestehe, ob sie entstanden sei aus unendlich vielen Atomen mit verschiedenen Haken, ob Achilleus eine Schildkröte einholen könne und ob ein abgeschnellter Pfeil fliege oder ruhe, ob ein Mensch zweimal im selben Flusse baden könne und was sonst noch alles. Aus solchem Wissen wächst leicht die Skepsis, es wird septisch. Sehen Sie nun heute die Schulen der Weisheit dieser Welt an, die in einer gefunden Zeit die natürlichen Bedingungen schaffen für die Annahme übernatürlicher Wahrheit. Ein ausgepickter Gedankenschieber hält das mit Vergnügen aus, ein junger Mensch aber ohne Schaden nur, wenn Gnade ihn schützt. Nicht nur lernt jeder an jeder Universität etwas anderes, sondern auch an jeder Universität bei jedem Lehrer, ja bei jedem einzelnen Lehrer, je nachdem er Glück oder Unglück hatte, drei Jahre früher oder später in dessen Seminar zu sitzen; und nicht etwa in kleinen, dem Streite mit Recht unterworfenen Dingen, sondern in den größten: ob Gott sei oder nicht, ob er die Welt geschaffen habe oder nicht, ob Vernunft ein höheres Gut sei als Gefühl oder

Sinnenlust oder umgekehrt, ob der Wille frei sei oder nicht, ob der Geist lebendig mache oder ob er töte, das Leben sei oder der Tod, ob Politik und Wirtschaft der Ethik und Religion unterworfen oder völlig autonom seien. Aber wie soll ich zum Ende kommen, ohne auch mitzutanzten, wenn ich auf den Jazz der Weltanschauungen höre? Einmal müssen ja diese weltanschaulichen Wechsel, die mit einem metaphysischen Leichtfinn ohnegleichen, einer stupiden Gewissenlosigkeit gezogen werden, auch eingelöst werden und dann nicht bloß mit Papier und Literatur, sondern mit dem Leben selbst und oft mit dem Tode des Geistes. Es ist nun einmal bei uns im Westen die jeweilige Philosophie und ihr Inhalt, die, abgesehen von säkularen Ausnahmefällen überragenden Genies, auch allgemeinen Wert und Tiefe der einzelnen schaffenden Menschen entscheiden, der philosophischen und der unphilosophischen, der Kunst und der Wissenschaft, der Politik und der Wirtschaft. Man kann ja nicht von jedem einzelnen verlangen, daß er sich die philosophischen Grundlagen selbst schaffe. Ein solches Verlangen ist absurd und unmöglich. Daß ein Dichter geistig verkommt, ist schließlich ein Geheimnis seiner Person und seines Schöpfers;

aber die Art, wie er verkommt, erklärt die philosophische Atmosphäre, in der er aufgewachsen ist, die er zunächst einmal einatmen muß. Sehen Sie sich heute den Dichter an, der der größte der letzten Generationen war deshalb, weil er allein das große schlagende Herz hatte, durchströmt von dem Blute seines Volkes. Die besondere grauenvolle Art des geistigen Verkommens Gerhart Hauptmanns wird zu einem großen Teile erklärt dadurch, daß er schon als Jüngling zwangsweise das Opfer der Haeckel und Büchner und eines öden medizinischen Materialismus geworden war. Und ich habe den Verdacht, daß dies sogar noch gilt für das bedauernswerte Versagen im Denken eines noch viel größeren Dichters: Tolstois, dessen entscheidende Lernzeit auch keine viel bessere philosophische Nahrung hatte. Und nur weil eine subalterne fragwürdige Methode zu einer wie eine Krebsgeschwulst wuchernden und verheerenden Weltanschauung wurde, kann heute ein durch eine spezifische Gabe für die Götter selbst unüberwindlicher Mann vor den Gebildeten Deutschlands das Leben der Patriarchen, das verborgen ist im Geheimnis Gottes, psychoanalyfieren, und die Familie der Patriarchen in die Nachbarschaft der heillosen Verkommenheit von Un-

ordnung und frühem Leid, woran und wofür sie ihre und ihren Freud haben, bringen. Und andererseits, welche Höhen erreicht der Ibsen des Peer Gynt, nicht durch eigene denkerische Kraft, die er nicht hatte, sondern einfach weil er als Dichter damals unter dem Einflusse des spiritualistischen Protestes Kierkegaards stand, der zu jener Zeit für eine kurze Weile in Norwegen die Geister der Jugend erregt hatte, und auf welche Mittelmäßigkeit in der gedanklichen Substanz, nicht immer in der dichterischen Potenz, hinwiederum sank er wieder, als er, eben weil ohne eigene denkerische Kraft, dem europäisch herrschenden Naturalismus und Brandes in die Hände fiel!

An den Präliminarien einer christlichen Kultur fehlt es, an dem empfänglichen Boden und: an dem Willen zur Empfängnis. Sie wollen gar nicht die Wahrheit, sie wollen etwa die Macht oder das Leben oder die Lust: *stat pro ratione voluptas*. Sie wollen selbst als Philosophen nicht die Wahrheit an erster Stelle, sondern nur, wenn es auch mit ihr geht; sie sind Diener einer Leidenschaft, eines Ressentiments, eines persönlichen Mangels, einer sittlichen Ohnmacht, einer Gier nach Neuem, und als Strafe bereits, einer geistigen und geistlichen Ignoranz. In der Tat: Sie wissen oft nicht, was sie

tun. Kierkegaard beschreibt seine Angst vor dem leichtsinnigen Hantieren der Menschen mit den schauererregendsten Wahrheiten mit der Angst eines Juwelenhändlers, der Kinder, die mit Glasperlen spielen, nun mit derselben Sorglosigkeit mit echten Diamanten spielen sieht. Und ist es nicht oft so, daß sie ein verworrenes Knäuel von Fäden zu entwirren meinen und vorgeben, während sie ein kostbares Gewebe zerrupfen, das *sie* niemals hätten weben können oder wieder weben könnten. An den Präliminarien zu einer christlichen Kultur fehlt es, darum kann ich Ihnen nicht folgen darin, daß es etwa für diese Zeit leicht sei, erobert zu werden von der Wahrheit — es ist schwer. An den Präliminarien hängt es. Noch diesseits des Glaubens trauern edle Geister um eine schwindende und verschwindende Kultur. Sie stehen an Schulen und Universitäten und sehen die Gesichter an, die keine mehr sind; sie jagen nach der fliehenden Größe und Einfachheit und Wahrheit und klagen, daß sie nur klagen und nichts ändern können. Vergessen Sie nicht, wir reden von Kultur, die eine natürliche Gemeinschaft, ein Volk voraussetzt; wir reden nicht von den Einzelnen und nicht von den Massen. Das Christentum hat das Römische Reich überwun-

den, aber eine christliche Kultur hat es erst tausend Jahre später geschaffen, als die natürlichen Vorbedingungen erfüllt waren. Und heute möchten wir nicht sagen, daß ein neuer Frühling der Kultur anbrechen könne, plötzlich über Nacht, denn wir haben wohl Phantasie, aber wir sind keine Phantasten, wir haben Träume, aber wir sind keine Träumer, wir haben Ideale, aber wir sind keine idealistischen Philosophen, wir glauben an Wunder, aber nur, weil wir an Gesetze glauben. An Gesetze jedoch nicht bloß der Physik oder der Modewissenschaft, der Soziologie, sondern auch des geistigen Lebens in Niedergang und Erneuerung. So glauben wir also nicht — alle Erfahrung spricht dagegen —, daß nicht wie ein Untergang sein müsse, wie eine Vernichtung, wie eine Nacht der Buße zwischen der Unzucht des bloßen Sehens ohne Denken und des hemmungslosen Schreibens und Druckens ohne Sehen und Denken dieser Tage, und der Nüchternheit des Denkens und der Verantwortlichkeit des Schreibens und Druckens, zwischen der unreinen Phantastik eines anarchischen Wissens und einer notwendig werdenden Wissenschaft vom Wissenswerten und Nichtwissenswerten, denn sie brauchen wir, vorausgesetzt, daß sie nicht so betrieben

wird, daß auch sie wieder unter das Nichtwissenswerte fällt; daß nicht ein Bad der Reinigung sein müsse zwischen der schwatzenden und hupenden Wüste und Rennstraße unserer Literatur und einem reinen und einfachen Menschenworte; daß nicht eine Pause sein müsse, ausgefüllt mit jenem Rauch und Nebel, Lüge und Geschwätz verzehrenden Schweigen, ohne welches die Sprache verkommt, eine Stille, eindrucksvoller als ein Paukenschlag, zwischen der Tollheit für einen Schläger und der Liebe für das Lied eines Dichters, und nicht ein freiwilliges Leiden sein müsse—in einer Welt, so beschaffen, daß von ihr das Wort des Weisen und des Königs gilt: cor sapientium, ubi tristitia et cor stultorum, ubi laetitia. Das glauben wir nicht, denn das geht gegen alle Gesetze des geistigen Lebens. Indes, solche Nacht der Buße durchwachen, in solchem Bade der Reinigung untertauchen, solche Sternenstille ertragen — das tun *freiwillig* nur Einzelne, das tun nicht Massen.

DER FREUND: Ich hätte Sie fast unterbrochen, als Sie eine etwas spöttische Bemerkung machten über Atome mit verschiedenen Häkchen, über Achilles und die Schildkröte und andere unsterbliche Episoden der Geschichte der Philosophie. Wie steht solches Ihnen zu? Sie preisen die griechische

Philosophie als die Grundlage der Existenz und Essenz und Kultur Europas, und nun sind Sie nicht weit davon weg, die Väter der Philosophie zu schmähen, daß ihnen der gemeine Menschenverstand gefehlt habe. Sie sagen fast wie Belloc: »Europa ist der Glaube« und Sie verdächtigen doch weltliche Väter Europas, daß ihnen natürliche Voraussetzungen des Glaubens abgehen. Ist das in Ordnung?

DER SCHRIFTSTELLER: Es ist. Übrigens die »Väter« der christlichen Philosophie, als die Gnade noch nicht half, sind Plato und Aristoteles. Keine andern. Manche sind Vorväter oder Stiefväter, mag sein. Doch Sie unterbrechen zu einer merkwürdigen Sache. Das Evangelium ist selber Zeuge, daß das Evangelium den »Philosophen« schwer einging. Und zwar, bemerken Sie wohl, daß es dem »Verstande« der Philosophen schwer einging. Sie verstanden gar nicht, worum es sich handelte, und darum war es ihnen eine »Torheit«, während die Juden, die Meister des gemeinen Menschenverstandes, es sehr wohl verstanden, das »Ärgernis« war mehr in ihrem Herzen zu Hause. Und auch die ersten Griechen, die das Evangelium annahmen, waren gewiß nicht »Philosophen«. Später kamen auch Philosophen, kein

Zweifel, aber sie waren Ausnahmen, und Ausnahmen bestätigen die Regel. Die Philosophie war am schwersten zu bekehren, sie und die Kunst, ich sagte es ja vorhin, über 1000 Jahre hat es gedauert, und sie fiel auch zuerst wieder ab, sie und die Kunst. Ist das von ungefähr? Hat das nichts zu bedeuten? Eben wegen dieser schweren Zugänglichkeit der wild schweifenden Philosophie für den Glauben, wegen ihres gefährlich labilen Zustandes, wenn sie im Glauben ist, kommt ihr ja die große Wichtigkeit zu, die ich ihr für die Bildung des europäischen Menschen zugemessen habe. Ferne aber lag und liegt es mir, die ersten Urheber jener Philosophie zu schmähen, die zu natürlicher Weisheit in manch einem führen konnte, also zum höchsten Adel des natürlichen Geistes und Menschen. Sie waren tragische Opfer in dem größten Unternehmen der Menschheit, ehe Gott selber eingriff. Ihre Tragik ist dem Humor nicht unzugänglich, der ja der Freund des gemeinen Menschenverstandes und der Wahrheit ist, aber sie wird durch ihn nicht aufgelöst wie das Kleinliche und die Lüge, es bleibt ein Rest von reiner Größe. Sie sind als erste Forscher im grenzenlosen Lande des unermesslichen Seins und verwirrenden Werdens irregegangen, und das ist etwas

anderes, als irre zu gehen, wo es Heerstraßen gibt und Wegweiser und Warnungstafeln; sie haben mit dem Mute der Selbstvernichtung, ja dem noch größeren zur Lächerlichkeit, weil sie mit der brennendsten Leidenschaft, welche die des Erkennens ist, lebend das lebendigste Leben nach dem der Liebe, welches das Leben des Denkens, des Intellekts ist, nur eines, Eines sahen, das Kreuz des Paradoxes auf sich genommen, und bleiben nun, ein jeder an das seine geheftet, für alle Zeiten. Ehre sei ihnen! Wie sollte ich sie schmähen, die Vorläufer, die vielleicht notwendigen Opfer einer Philosophie, von der ich gesagt habe, daß sie eines der natürlichen geistigen Fundamente Europas ist, die es nicht aufgeben kann, ohne unterzugehen, wenn es auch freilich zuerst, *zuerst* den Glauben haben müsse. Das aber, sagen Sie, soll fast das gleiche sein, wie der Satz Bellocs: »Europa ist der Glaube«; wohl, zur Not könnte es so sein, wenn nämlich der kleine Begriffskreis Europa in dem großen des Glaubens eingeschlossen wäre, aber auch das wäre unglücklich ausgedrückt; nun aber wissen Sie ja so gut wie ich, daß für Belloc, wenigstens in seinem Buche »Europe and the Faith« die beiden Kreise einander decken. Belloc wagt den Satz umzukehren und zu sagen:

»Der Glaube ist Europa«, ein Satz, der einen frö-
steln macht. Und das soll ich »fast« auch gesagt
haben! Mein Freund, das ist ein leichtsinniges
Wort. Nein, weder ist Europa der Glaube, auch
nicht in der Idee, vom Faktischen füglich ganz
abgesehen — noch gar der Glaube Europa. Das ist
eine üble Materialisierung der Kirche Christi, die
zuerst in ihrem Urwesen von makelloser Spiritua-
lität und dann doch auch »katholisch« ist, und
eben deshalb frei und niemals *notwendig* gebun-
den an irgendeine Kultur, auch nicht an die »la-
teinische«, in Verbindung mit welcher zu lächer-
lich literarischen oder — gefährlicher!, zu rein
politischen, zu rein weltlichen, zu recht fragwür-
digen Zwecken heute ein kecker Mißbrauch des
Heiligsten, eben des Glaubens, eben der Kirche
und eben durch diese Identifizierung eines Natür-
lichen und eines Übernatürlichen getrieben wird.
Und das in einem Augenblick, wo das Oberhaupt
der Kirche gewaltige Dinge vollbringt, Dinge
von unermesslicher Bedeutung für nahe und ferne
Zukunft, wie die Schaffung einer chinesischen
Bischofskirche, die Lenkung der Augen des We-
stens auf die Heiligkeit der Kirche des Ostens, in
die Augen springende Zeugnisse, daß die Kirche
nie das Wort vergißt, daß der Geist weht, wo und

wann er will, und daß sie nicht europäisch und nicht lateinisch, trotz ihrer Sprache, sondern katholisch und universal ist. Wie denn? Haben vielleicht Europäer, haben Lateiner *zuerst* dem Heiland gehuldigt? Sind es nicht Weise und Könige gewesen, die aus dem Osten kamen? Und soll das nichts zu bedeuten haben, als daß ein Kinderspiel daraus wird, nichts zu bedeuten haben in einem Buche, dessen jeder einzelne Satz noch von unerkannten, ungeahnten, unerfüllten Bedeutungen strotzt?! Die unglückliche, halb literarisch-romantische, halb bitterböse politische Identifizierung — an der Theologie und der Wahrheit hat sie wahrlich keinen Teil — Europas mit dem Glauben, des Glaubens mit Europa und der lateinischen Zivilisation ist gerade ein Schulbeispiel, das mir gefehlt hat, dafür, wie man Christentum und Kultur *nicht* zusammensetzen darf — der Wesensunterschied zwischen Natur und Übernatur, selbst noch in der innigsten Harmonie, wie zeitweise in der Tat in Europa, wird leichtsinnig optimistisch verkannt oder minimalisiert —, sie ist das Beispiel, das mir gefehlt hat, und es ist nett von Ihnen, daß Sie es mir, wenn auch zu anderem Zweck, in die Hand gespielt haben. Europa hört auf, Europa zu sein, wenn es den Glauben verliert, dessen bin ich un-

erschütterlich gewiß, aber der Glaube hört nicht auf, selbst wenn Europa ein einziges Trümmerfeld würde, wozu es ja, weiß Gott, Aussicht hat. Wie dieses Europa heute, *als Ganzes*, in seiner Kultur sich stellt zu dem Glauben, darüber habe ich, wie Sie ja herausgehört haben werden, mit einem gefunden Pessimismus gesprochen, der zu Zeiten ebenso nötig ist, wie der gesunde Optimismus. DER FREUND: Das haben Sie, gewiß. Aber ich habe andere Töne von Ihnen auch gehört. Haben Sie nicht einen großen Kardinal gefeiert als die letzte Einheit unserer Zeit von natürlicher Genialität und Heiligkeit, haben nicht Sie einen großen Dichter für viele Ohren allzu dithyrambisch gepriesen, weil er die verlorene Schönheit, die verbannte sichtbare Schönheit, nach der unsere Seele brannte, zurückgeführt hat in den Glauben der Kirche?*

DER SCHRIFTSTELLER: Ich habe! Wie schön, einen Freund zu haben, der mein eigenes gutes Gedächtnis ist. Es ist kein Einwand gegen eine Musik, daß sie viele Töne hat, wenn sie nur die angenehmeren, die freudevolleren sind, die in der Unfassbar-

* Vergl. »Über Kardinal Neumans Grammatik der Zustimmung«. »Über das Prinzip der Analogie«. »Über Francis Thompson und Sprachkunst«.

keit, aber Hörbarkeit einer Harmonie, sich umarmen. Auf seiner einschichtigen Ebene kann ein Rationalist Sätze gegeneinanderstellen, die doch im Ineinander des spirituellen Lebens keine sind. Freilich ist mir immer noch lieber ein Rationalist, der aus echten Sätzen falsche Gegenfätze konstruiert, aus Sprüchen des Geistes Widersprüche des Lebens macht, weil er den Tiefenblick nicht hat, aber immerhin noch von der Gültigkeit des Satzes vom Widerspruch überzeugt ist, als der typische Pantfcher dieser Tage, der auch die echten Gegenfätze in einen sinnlosen Satz bringt, aus dem dicke Bücher werden, aus echten Widersprüchen sich einen Trinkspruch macht, daß ja alles doch gleich ist. Ich habe getan, was Sie gesagt haben. Aber sind diese beiden, wiewohl so völlig verschieden voneinander, vielleicht einen andern Weg gegangen, als ich ihn vorhin beschrieben habe? Ist ihr Werk nicht geschaffen worden im Tale der Tränen, buchstäblich, und im Feuer der Leiden, buchstäblich? Ich sagte Ihnen vorhin, daß die Präliminarien einer christlichen Kultur drei Paragraphen enthalten. Der erste: Empfänglichkeit des natürlichen Bodens, der zweite: der Wille zur Empfängnis, und der dritte: die vorhandene reale Kraft des zeugenden Glaubensgeistes derer,

die noch glauben. Durch Ihren Einwand komme ich nun auch zu diesem dritten Paragraphen. Er eben war erfüllt in jenen beiden, die ich gepriesen habe. Sie hatten den starken Glauben neben der Genialität und neben dem natürlichen Drang an der Kultur ihrer Zeit und ihres Volkes mitzuarbeiten. Sie hatten die Kraft, was edel an ihr war, ganz sich einzuverleiben und was über Menschenkraft eigentlich hinausgeht, was Gott selber zugehört und also, wenn es in einem Menschen möglich wird, ein Werk der Gnade und *nur* der Gnade ist, sie hatten sogar die Kraft, zuweilen aus Bösem Gutes zu ziehen. Sie waren die Starken im Glauben; aber die Schwachen sind zu warnen, sie nehmen bei der rückhaltlosen Beschäftigung mit der Kultur dieser Tage, oder was euphemistisch so sich nennt, rascher und leichter Schaden an ihrer Seele, als sie es ahnen oder wahr haben wollen. Allzu oft und rasch wurde ihr Auge hypnotisiert, und ihre Hand tat unrecht. Die Warnung ist nicht leicht zu nehmen, wenn anders die Warnung vor dem Ärgernis des Auges und der Hand ernst zu nehmen ist. Oft stehe ich staunend vor dem übermenschlichen Wartenkönnen der Kirche. Über tausend Jahre hat sie gewartet, bis die Beute der griechischen Philosophie eingeholt

wurde in ihre Schatzkammern. Vorher schien oder war sie zu gefährlich. Aber wie wurde sie dann eingeholt! Ihre Substanz wurde eingeholt für immer. Was die Philosophen später außerhalb der Kirche noch sich gefucht haben, sind nur Halme, einzelne Ähren und viel Stroh, oder zuweilen auch das nur Geistreiche, ihr Tönen und Klingen, ihr Glänzen und Schillern. Ihre Substanz aber ist in der Schule der Theologen, und niemand wird sie ihr mehr entreißen, im Gegenteil aber wird sie sie wieder mitteilen und austheilen den Philosophen der Welt, wenn sie danach begehren. Haben aber diese Tage und die ihnen vorausgehen, etwas zu geben, das sich messen ließe mit dem Erbe der Griechen? Gibt es eine rhetorischere Frage? Und doch haben sie manches Neue, das noch in wilder Verworrenheit drängend und treibend nach Gestalt verlangt und nach Erkenntnis und nach Durchsichtigkeit, soweit es durchsichtig ist, was es nicht ganz ist. Es ist eine Metaphysik der Natur und ihres Werdens. Alte Mythen werden wieder beschworen, und Augen werden wieder aufgetan für die großen Geheimnisse des uns so nahe und täglich umgebenden Lebens in der Pflanze und im Tiere, und unser eigentliches substantielles Nichtwissen um diese Dinge und Wesen mitten in un-

ferem reichen klassifizierenden oder nur mathematischen Wissen um sie und mitten in unserem täglichen Gebrauchen ihrer befällt uns mit Stauen und Wundern. Ganz gewaltige Reiche des Seins sind neben uns und mehr als neben uns, *sind in uns*, Reiche des natürlichen Seins, nicht des übernatürlichen, und sie sind uns trotzdem in einer erschütternden Furchtbarkeit fremd und unbegreiflich trotz unserer Wissenschaften, zu weilen vielleicht wegen ihrer. Freilich nicht bloß unsere Erkenntnis von der Natur, dem Tiere, der Pflanze ist dunkel, sondern diese Dinge sind *selber* dunkel, und die erste klare und lichte Erkenntnis über sie ist eben die, daß sie dunkel *sind*. Diese Metaphysik der Natur, diese Metaphysik des Lebens und der Leibseele, und das Werden in der Zeit, die in vielen Geistern schon die höhere Metaphysik des Geistes verdunkelt hat, wird eine Aufgabe der nächsten Generationen, vielleicht der nächsten Jahrhunderte sein. Und daneben mit ihr vielseitig innig verbunden ist die große Aufgabe einer Existentialphilosophie, an deren Tor der große Name Kierkegaards steht. Und meinen Sie nun vielleicht, ich wolle sagen, wir sollten uns daran nicht beteiligen? Im Gegenteil, wir sollen es in allem Ernst, aber mit dem

Wissen, daß Gnade mehr ist als unser Wille, daß der Geist weht, *wo* und *wann* Er will und wann und wo *Er* will, und mit jener Geduld, welche die Kirche von ihrem Meister gelernt hat, mit jenem souveränen Wartenkönnen, das über ein volles Jahrtausend hin, in dem viele einzelne vor Ungeduld verzweifelt und abgefallen waren, zu der Erfüllung von Thomas von Aquin geführt hat, zu der Metaphysik des Geistes, die eine notwendige Führerin sein wird zu der Metaphysik der Natur. Das meine ich. Die Metaphysik des Geistes ist im Formalen und Wesentlichen und Prinzipiellen gegeben, und alles, was hierin moderne Philosophen revoltierend aufbringen können, ist alles, alles schon dagewesen, und ihre Wege führen nur zurück in die Nacht längst durch das Wort des Pneuma gebannter Gnostiker.

DER FREUND: Kürzlich traf ich einen Mann, der mit persönlicher Überzeugung die These verfocht, daß Katholizismus und Protestantismus Angelegenheiten des Blutes und der Rasse seien. Er behauptete und er drückte damit nur eine ungeheuerlich weit verbreitete, in Millionen unterirdisch wirkende Meinung aus, auch wenn sie nicht so schroff formuliert wird, daß die germanischen Völker ihrem Wesen nach Protestanten

find, ja nicht nur das, sondern auch, daß sie ihr Wesen erst voll erfüllen und — das ist unser Thema — eine Kultur schaffen können — als Protestanten. Werden so schreckliche Behauptungen, wonach Blut und Samen der Menschen herrschen über die Wahrheit Gottes, nicht ermutigt und gestützt durch so einfache, vorbehaltlose Zugeständnisse, wie Sie sie gemacht haben, daß die großen nationalen Kulturen der letzten Jahrhunderte in England und Deutschland auf protestantischer Grundlage ruhen, wo doch sicherlich soviel katholisches Erbgut mitgeführt wurde und dieses vielleicht das Wertvollste an jenen Kulturen war, da nämlich dort, wo ein Protestant ganz und völlig fromm ist, er keine Freude mehr hat an der Welt und also auch keine Kultur schafft.

DER SCHRIFTSTELLER: Ich kenne jenes Lied wohl und auch seine Sänger, manche gröhlen es auch, und für viele ist es ein Militärmarsch. Und viele handeln auch danach. Wie kann man zu einer solchen Meinung kommen? Was steckt dahinter? Denn ohne Grund ist nichts. Eine simple Tatsache, die gegeben, wenn auch schwer zu erklären ist, die aber falsch interpretiert wird von jenen, weil sie zunächst einmal zwei Dinge einfach auslassen. Denn es gibt ja immerhin noch eine ganz

erleckliche Anzahl deutscher und angelfächfischer Katholiken, die sowohl gute Katholiken wie auch gute Deutsche oder Engländer oder Amerikaner sind, und sind etwa im Mittelalter Deutsche und Engländer ohne Kultur gewesen, oder wollte einer gar behaupten, daß sie dabei *nicht* Katholiken gewesen sind?! Dann aber — sind denn die romanischen Völker alle gute Katholiken? Und diese Frage ist ein neuer Schulfall der rhetorischen Frage. Was dahintersteckt, ist dieses, daß die germanischen Völker, wenn sie von der ganzen Wahrheit abfallen, dies — als *homines religiosi*, die sie von Natur sind — sozusagen aus religiösen Motiven tun und also Häretiker werden, während die lateinischen Völker, wenn sie abfallen, einfach Heiden, nicht im antiken, vorchristlichen Sinne, sondern einfach Ungläubige, *infideles*, werden. Abfallen aber tun sie leider beide. Ich drücke mich von der undankbaren Wahl, absolut zu entscheiden, was besser ist; als Deutscher natürlich verstehe ich das Deutsche besser. Ach, warum zurückhalten? Ich gestehe ihnen sogar, daß mir im Innersten meines Herzens nichts so blut- und geistverhaßt ist, wie ein bloßer kirchlicher Positivismus — *ohne den Glauben*. Wo er gar bei Deutschen sich findet, kommt zu mei-

nem Haß auf die Sache — auf die Unfache — noch hinzu jene redliche Verachtung, die einer etwa für den Verräter seines Volkes hat oder für den Affen fremden Wesens. Was aber Ihre Frage anlangt nach der Herkunft der letzten großen Kulturen, so will ich für heute noch zu meinem Satze stehen, daß sie nicht aus katholischem Geiste kamen, doch nicht ohne Vorbehalt, daß dieser Satz mancher Zwischensätze bedarf. Diese selbst aber wollen wir für einen andern Ort und eine andere Gelegenheit noch eine Zeitlang in ihrem ficherem Versteck unaufgerufen lassen. Ich will zu meinem Satze stehen; er hilft mir weiter. Denn soweit ist er doch wohl wahr, daß an jenen beiden großen Kulturen als Träger die Katholiken nur wenig beteiligt waren. Warum das? Sollen wir es soziologisch erklären? Etwa, weil es eben die spezifisch kulturschaffenden Elemente waren, die von der Reformation mitgerissen wurden? Haben wir damit viel erklärt? Ich denke nicht. Wir wollen uns damit begnügen, diesen soziologischen Brocken in den Rachen einer Zeit geworfen zu haben, die gerade nach dieser Speise heute so heftig begehrt, aus Gründen, die zu dem tieferen Grunde gehören, den ich jetzt nennen werde. Die Erfahrung lehrt uns, daß ein Mensch, der

in der höchsten ihm möglichen Sphäre geistigen Lebens und Daseins, aus welchen Ursachen immer — es ist nicht unsere Sache, sie hier zu untersuchen — Resignation übt, indem er fahren läßt, was so schwer zu halten war, sich gehen läßt, wo so schwer stille zu stehen war, oder auch sich fallen läßt, darum nicht auf einmal in das einfach Bodenlose und Wertlose und Glanzlose fällt, normalerweise wird er von der nächsthöheren Sphäre aufgefangen, in der er nun sogar, gleichsam zum Entgelt, recht turbulent, fast wild oder auch mit Entsaugung und einem verbissenen Ernst sich betätigt. Es braucht gewiß nicht immer so interpretiert zu werden, daß einer das Große betrügt, aber eben deshalb zur Entschuldigung dem Kleinen voll genügt, wiewohl es doch oft so ist. Ein Philosoph, der vorher nur 200 Seiten im Jahre schrieb, kann jetzt 2000 schreiben, und niemand kennt sich mehr aus vor dem Überschwall seiner nun entbundenen Gedanken. Ein Mann, der seine Kraft nicht mehr an die letzten Dinge zu wenden braucht, die sie völlig verzehren und ihn im Äußeren wirkungslos machen würden, verliert sie an die vorletzten und — gewinnt die ganze Welt. Ganze Völker können so durch einen Fall — durch einen Abfall — Kräfte freibekommen und eine

Kultur erschaffen, an der es aber schwer ist, direkt mitzutun für den, der die höchste Sphäre *nicht* verlassen will. Ich stehe zunächst zu meinem Satze. Sehen Sie, der letzte Sinn einer jeden Kultur ist ein Verherrlichen und Glorifizieren. Aber wessen? Das ist die Frage. Gloria mundi oder gloria Dei. Das ist der Scheideweg. Alle Kultur ist am Ende um des Ruhmes und um der Herrlichkeit willen da, um der Krone willen des Arbeitens und Schaffens und Daseins. — *Wer die Idee des »Ruhmes« und ihn selber aufgibt, der gibt die Idee der »Kultur« und sie selber auf*, das könnte auch die Zukunft Europas sein! — Eine jede Kultur ist auch freilich vergänglich, ob sie nun, eifersüchtig auf sich, stolz abgeschlossen ist in sich, oder ob sie nur als ein Gleichnis sich selber gilt — beide vergehen in der Zeit. Aber der Unterschied einer Welt ist doch, ob sie den leuchtenden Dingen der Reinheit gleicht, die wie das Gold und die edeln Steine, diese großen Symbole, ein reines Licht und einen vollen Glanz haben, die wie eine Sehnsucht sind, unterzugehen und sich zu vergessen in noch und immer mehr Glanz und Licht, oder ob sie den schillernden und zweideutigen Dingen ähnlich sind, halb Nacht und halb Tag, die auch untergehen wollen, aber im Unlicht, die den unauf-

richtigen Perlmutterglanz haben, der wie eine Scheu und eine Scham und eine geheime Angst ist vor dem starken Lichte und wie eine halb zugestandene schiele Niedertracht, wieder doch lieber zu versinken in Dämmern und Finsternis, in Chaos und schließlich im Nichts. Das ist mein letztes Wort über die Verbindung von Christentum und Kultur, damit Sie nicht meinen, ich reiße sie auseinander. Dort ist ihre Verbindung vollkommen, wo die sichtbare vergängliche gloria mundi nur ein Gleichnis ist und durchsichtig wird für die unsichtbare ewige gloria Dei.

EXKURS ÜBER
SPRACHE, HUMOR UND SATIRE

I

DER KATHOLISCHE SCHRIFTSTELLER
UND DIE SPRACHE

Gertrud von Le Fort gewidmet

ICH STELLE MICH IN DIE MITTE ZWISCHEN DEN Schriftsteller und die Dinge, über die er spricht, aus wechselnder Distanz, angefangen vom Verfunkensein, so daß es ist, als ob sie selber sprächen, bis zu kalter und unendlicher Ferne und Losgelöstheit von ihnen, was alles immer auch in der Mitte zum Ausdruck kommt—ich spreche von der Sprache, welche die Mitte ist. Sie ist ein Medium, ein Organ, das gewaltigste, wunderbarste, das der Mensch hat und kennt. Dieses leugnet selbst der nicht, der der Meinung ist, daß der Mensch selber es sich geschaffen habe aus seinen Bedürfnissen heraus, oder daß es einfach sich entwickelt habe als Folge einer faktisch immer bestehenden Gemeinschaft: nichts an den Erfindungen oder erworbenen und vervollkommneten Eigenschaften ohne Zahl im Laufe von Jahrtausenden oder Jahrmillionen könne sich messen an Größe und grundlegender Bedeutung mit ihr: der Sprache. So groß und überwältigend ist der Eindruck dieser unermesslichen Gabe, welche die Sprache ist, sogar auf Materialisten, Naturalisten und Positivisten. Über sie hat der katholische Schriftsteller, jenseits aller wissenschaftlichen Kontroversen in einer geistigen Sphäre, die von ihnen

nicht berührt wird, einige feste und nahezu dogmatische — indem sie nämlich den sprachlichen Ausdruck des eigentlichen Dogmas möglich machen, und umgekehrt, gälten sie nicht, unmöglich machen würden — Wahrheiten immer festgehalten, ob nun implizit, was lange die Regel war, da die Sprache und ihr Wesen erst spät in die Reflexion eingegangen ist, oder ob er bewußt Rechenschaft von ihr sich und anderen ablegt. Er ist der festen Überzeugung, daß die Sprache jenseits aller subjektiven und praktischen Kundgabe in das Reich der Wahrheit reicht und das geistig-sinnliche Organ für deren Vermittlung in der Erkenntnis ist. Kein katholischer Schriftsteller kann diese These preisgeben, ohne sich selbst und seinen Glauben aufzugeben. Und mit ihr ist das Maß der Würde der Sprache gegeben, das unendlich ist. Die Sprache gehört zum Denken, wie der Leib, der lebendige Leib, zur Seele, das Denken aber ist im letzten um der Wahrheit und des Seins willen da — und also auch die Sprache um der wahren Sache willen. Nur um der Wahrheit willen wird zuerst geschrieben und wird selbst dann noch geschrieben, wenn die Zeiten wachsen an Übeln und als Zeitungen mehr Lügen schreiben als Wahrheiten, denn auch der Lüge Vor-

aussetzung ist die Wahrheit, nicht umgekehrt! Nicht die Lüge, sondern die Wahrheit erklärt sich selber, und zugleich die Lüge, und erklärt sich und diese in der Sprache und durch die Sprache. Einig ist hier der katholische Schriftsteller nicht nur mit seiner Religion, die keine andere These erlaubt, sondern auch mit allen großen spiritua-
listischen Philosophen. Wohl sind unter diesen nicht selten einige, je mehr sie reine Logiker oder Mathematiker sind, um so mißtrauischer gegen die »lebendige« Sprache und deren Äquivokatio-
nen und machen sich eine eigene, ihren partiku-
laren Zwecken mehr entsprechende, aber selbst ihr äußerster Hochmut oder ihre kühlste Ver-
achtung (die freilich zuweilen nichts weiter ist als ihre Impotenz) für die Sprache der unphi-
losophischen oder unwissenschaftlichen plebs er-
laubt ihnen nicht, dieser lebendigen Sprache die Logizität ganz abzuspochen und sie in das Reich der tierischen Laute oder der schönen Klänge zu verweisen: sie entzögen sich und ihren Wis-
senschaften, soweit sie sie mitteilen wollen, das Fundament. Es gibt wohl ein Denken ohne Sprechen, da jenes ungleich reicher ist als die-
ses, und auch hier gibt es so wenig einen Pa-
rallelismus wie zwischen Psychischem und Phy-

fischem, aber wie auf dieser Welt keine Seele ohne Leib ist, so kein Denken ohne Sprache. Und auch die künstliche Sprache des rabiatesten logischen Puristen setzt eine natürliche und lebendige noch voraus. Denn nicht die Natur ahmt solche Kunst nach, sondern solche Kunst die Natur. Das also ist die erste, die schlechthin verbindliche These: die Sprache, was immer sie sonst noch sein mag, wie immer ihr Ursprung sein mag in der dunkeln Geschichte der Menschheit oder immer von neuem im lallenden Kinde: sie hat ihrem Wesen nach Teil am Logos, an der Wahrheit, an der Erkenntnis. Sie ist nicht bloß das wesenlose Zeichen, auch nicht bloß ein wesenhaftes Symbol der Erkenntnis und der Wahrheit, sie ist selber ein realer Teil des Bandes der Einheit alles Seins, als welches Band die Liebe ist, ohne das die Welt zerfallen würde, die Dinge zusammenstürzen würden ins Chaos der ungeschiedenen Nacht; sie trennt um der Reinheit der Einheit willen, sie gliedert um der Fülle und der unverfehrten Ganzheit des Leibes willen. Sie läßt sich vergleichen den edelsten und schönsten Dingen der Schöpfung und ist doch schließlich unvergleichlich und unvergleichlich viel mehr als jene alle. Unter den sichtbaren Gaben und Auszeichnungen des Men-

fchen, die sinnliche Gestalt haben, ist sie die größte, wie lebendigste — seine gewaltigste Gabe ist der Geist, aber er ist unsichtbar — und sie ist die größte, eben weil sie mit dem Unsichtbaren, mit dem Geiste, die innigste, die nächste Verbindung hat und also, als sinnliche, zugleich die geistigste ist: unter allem, was Leib und Gestalt hat, ist sie nach dem Menschen selber das Größte, weil sie Geist hat: »sie macht die Schöpfung Gottes durchsichtig« und ist ein Teil vom erschaffenen Lichte, welches die Nacht, die über den Dingen lauert, erleuchtet. Also das ist, ich wiederhole es, das Größte und am meisten heilig zu Haltende an der Sprache, daß sie Zugang hat zur Erkenntnis und zur Wahrheit; dieses gibt ihr unter allen geistig-sinnlichen Medien, die dem Menschen gegeben sind, den ersten Rang. Wo sie ist, hat sie die Herrschaft, eins ist ihr Dasein und ihr Herrsein: *adest et iubet*.

Das nächste Große, diesem Größten so Nahe, ist, daß die Sprache Zugang hat zu einem zweiten Reiche, das zum Reiche Gottes gehört, daß sie nicht nur Teil hat daran, sondern selber in unbeschreiblicher Weise ein Teil ist jenes vom Schöpfer her alle Reiche und Grade der Schöpfung durchflutenden, den mundus zum Kosmos ge-

staltenden Elementes: der Schönheit. Diese ist im Schöpfer eins mit der Wahrheit, sie ist das nicht für uns; die beiden können getrennt werden, und Wahrheit kann ohne Schönheit sein, wie Schönheit ohne Wahrheit, eine der leidigsten Sachen, zu Verwirrungen, Versuchungen, Verführungen und Mißverständnissen führend, zu Trauer und zu Klage, zu Hohn und zu Verachtung, zu Verzweiflung und Abfall. Im äußersten Notfalle, der aber gerade in der letzten Vergangenheit für manchen sich ergab, in der Krisis unerträglicher, tragischer Antagonismen wird der katholische Schriftsteller, nicht leichten Herzens, sondern in schmerzlichem Bewußtsein, daß finstere Mächte die Absicht des Schöpfers verdunkeln, die Schönheit, die sichtbare, die scheinende Schönheit lassen um der Wahrheit willen, die in Ewigkeit schön ist. Also läßt er sie doch nicht, das kann er nicht, denn auch ohne Schönheit kann ein Mensch nicht ein Mensch sein auf die Dauer, so wenig wie ohne Wahrheit, aber diese hat den Vorrang in der Ökonomie des geschaffenen Geistes. Darum wird der katholische Schriftsteller niemals, wiewohl er an der These festhält, daß die Sprache auch um der Schönheit willen, um der Offenbarung der Schönheit willen dem Men-

fchen gegeben ist, und so sehr an ihr festhält, daß er diesen Sinn der Sprache weit höher bewertet, als ihren praktisch nützlichen — er wird dennoch niemals, sage ich, und wäre er an Sprachkraft und Kunst neben Dante oder Shakespeare oder Goethe, eine rein ästhetische Sprachtheorie aufstellen können, denn noch einmal: das Vornehmste und Göttlichste der Sprache ist, daß sie Wahrheit fein und geben kann. Und er wird jeder solchen These außerdem mit dem unbezwinglichen Argumente begegnen, daß die Sprache der reinsten, vollkommensten, nichts auslassende, treueste Spiegel ist der Welt innen und außen und aller Elemente der Welt und des Lebens. Es ist genau ebenso absurd, sie durch rein ästhetische Kategorien zu erklären, wie es absurd und tödlich ist, die Welt und das Leben nur nach ästhetischen Prinzipien betrachten zu wollen. Aber das ist wahr, und das leugnet nicht die Wahrheit, die die Schönheit liebt wie sich selber, daß die Sprache Schönheit fein und geben kann. Ihr Triumph jedoch, der nicht gedemütigt werden kann, da sie ihn in Demut feiert, ist dort, wo sie beides ist und gibt: Wahrheit und Schönheit. Wahrheit nicht nur in übertragenem, analogischem, symbolischem Sinne, wie jede Kunst es kann, son-

dern im eigentlichen, im wörtlichen, im buchstäblichen Sinne, als Frucht des Logos, auf *intellektueller* Grundlage, und Schönheit ohne gleichen, durchflutend Sinne, Seele und Geist, ohne gleichen darum eben, weil sie in der Einheit ist mit der Wahrheit, wodurch in geheimnisvoller Weise beide, Wahrheit und Schönheit, wachsen und erstrahlen in einem neuen seligen Lichte, das keine für sich allein hatte, das sie nur beide zusammen haben. Diese beiden Thesen sind in einem natürlichen Sinne »katholische«, und darum wird kein katholischer Schriftsteller sie leugnen, wenngleich er nach subjektiver Anlage oder um des objektiven Zieles willen die eine oder die andere mehr betonen wird. Ob auch die beiden nächsten Thesen, die ich aufstellen werde, dieselbe natürliche Katholizität haben, weiß ich nicht so genau, wenn ich auch nicht sehe, was ihnen in Wahrheit entgegnet werden kann. — Wenn die Sprache ihren Gipfel erreicht hat dort, wenn sie dem Stern ihrer Vollendung, dem Stern ihrer göttlichen Heimat am nächsten ist dort, wo Wahrheit und Schönheit eins werden, wo der schöne Schein nicht trügt, da er der Glanz des wahren Seins ist, dann ist gesagt, daß Quelle wie Fülle der Sprache die Lyrik ist, denn nur in ihr wird

folcher Gipfel erreicht und folcher Stern erblickt. Lyrik in jener unverletzten ursprünglichen Reinheit, wo sie nicht bloß subjektive Kundgabe ist — eine heutige alberne Schulmeinung! —, sondern auch *Aussage* über ein Sein und eine Seinsfülle — außerhalb des Lyrikers — die den ganzen Menschen mitreißen, *Intellekt* und Gefühl. Das *Magnificat anima mea Dominum* ist ein hohes Beispiel folcher feinsgefättigten Sprache, die eben durch die überwältigende Fülle eines objektiven Seins zur Lyrik wird. Kein edler Geist lasse sich täuschen von trockenen Magistern oder betriebsamen Sophisten. Jede Zeit hat ihre passenden Wahrheiten, die sie sich auswählt, nicht macht, wie sie sich ihre passenden Lügen, die auch schon lange bestanden haben, auswählt — sie kann so auch Wahrheiten verschmähen, weil sie ihr zu hoch oder zu unbequem sind, sie kann sie nicht unwahr machen. Wenn sie heute behauptet, daß sie keine Zeit mehr habe zur Lyrik, weil Technik das Wort Gottes ist, so hat sie ja recht und lügt doch, weil sie ja gleichzeitig Zeit hat für den unappetitlichen Fraß einer Sonntagsnummer des Neuen Wiener Journals, ihr also etwas Höheres fehlt als die Zeit; wenn sie heute behauptet, daß Prosa mehr sei und Lyrik überwunden, so hat sie ja recht, wenn

sie die Verse Lissauers unter anderen meint, die sie in der Sonntagsnummer eben jenes Journals liest, aber sie richtet sich, wenn sie solche Verse mit denen eines echten Dichters verwechfelt. In solchen Zeiten, die leicht den echten Lyriker verkennen lassen, entstehen der Lyrik der Sprache Rächer aus der Satire. Aus den schmutzigen oder kraftlosen Händen, aus den heiser oder wie Moissi singenden Kehlen einer unzünftigen Unzahl von Stümpfern entriß im untergehenden Rom Juvenal die lautere Sprache Roms, nachdem er lange nur zugehört hatte: *semper ego auditor tantum?* — und rettete sie, ihre Majestät und ihre Schönheit, in das, was der Lyrik Gegensatz zu sein schien und doch nur ihre rettende Rüstung war: in die Satire. Das große deutsche Sprachwerk, das unter dem Namen Karl Kraus geht, hat auch diesen Sinn. Es mag einer gleich mir noch so tief beklagen, daß dieser Mann dem Glauben des Christen so ferne steht, und ihm deshalb in entscheidenden Dingen widersprechen müssen, aber es muß einer blind sein für die Ungerechtigkeit dieser Zeiten und Staaten, um für die zum Himmel schreiende Gerechtigkeit seiner Stimme taub zu bleiben, es muß einer wenig im Blute und im Wissen und Gewissen haben von den Antezeden-

ten des Christentums, um nicht zu vernehmen, wie in ihr der Durst des » Gerechten « seines Volkes nach herstellender *göttlicher* Rache und nach Erquickung lechzt, und es muß schließlich einer seine Muttersprache nicht lieben und kennen, um diesen schön und männlich in sie Verliebten nicht zu ehren. Der ist Lyriker, was immer auch er sonst noch sein mag, also zum Beispiel Satiriker, der die lebendigen Wasser der Sprache rührt. Das ist, noch vor Metrum und Reim, das Wesen der Lyrik, daß die sehnenden Wasser der Sprache gerührt werden von einem starken Geiste. So ist Lyrik das Maß der vollen Sprache, das letzte entscheidende Maß einer Sprache, *als Sprache*, sie gibt deren Umfang an, ihre Höhe, ihre Tiefe, ihre Breite, ihre Vollkommenheiten und auch ihre Mängel, sie ist die integrale Sprache, wie die letzte nicht bloß Klang, sondern auch Sinn habende Partikel ein Differentiale ihrer ist. — Und die vierte These: Die Wasser der Sprache sind in der Hut der Völker, sie besitzen sie als ihr kostbares Gut. Aus der Sprache des Volkes schöpft der Sprachschöpfer und kann nichts Bleibendes schaffen, denn allein aus diesem flüssigen Elemente. Wahrste und heiligste Namen haben Namenlose uns hinterlassen, und der Ruhm bleibt dem Volke dem, nicht Ein-

zelenen. — In einer Lache lacht der Himmel, in einer Pfütze spiegeln Sonne, Mond und Sterne sich wider; in der abscheulichsten gefahrvollsten Perversion unseres öffentlichen Lebens, in der Anonymität des Geldes und der Presse ist noch ein Abbild zu sehen eines alten Prinzips, sie ist in der Karikatur noch ein Symbol der Anonymität des Wahren und Schönen in Urzeiten der Menschheit, sie zeigt im Widerspiel, das sie ist, als Anonymität der Lüge, des Verbrechens und der Häßlichkeit den Abfall an und weist auf die große heilige Anonymität der Weisheit und der Sprüche der Völker: aus folchem Abgrund auf folche Höhe. Den Völkern gehören die Sprachen und den Müttern, alle sind Muttersprachen, aus der Sprache des Volkes, der Mutter, hat der Schriftsteller die seine; und in der Gemeinschaft der Sprache ist deren Leben. Beide, Gemeinschaft und Sprache, leben, kommen herunter, vergehen, stehen wieder auf und sterben endgültig *miteinander*. Die lateinische Sprache ist, wie ihre von Natur begabtere und schöpferischere Schwester, die griechische, einerseits in einem natürlichen Sinne tot, auch im genialsten, sich völlig einlebenden, aber nur mit seinem Einzelleben sich einlebenden Philologen eine tote Sprache, ist ander-

feits jedoch, da sie den Segen des Unerforschlichen hatte und hat, auch heute noch eine lebendige Sprache in der katholischen Kirche, weil diese eine reale Gemeinschaft ist. Unerforschlich sind die Ratschlüsse Gottes, und Er will, wie Er will! Waren nicht die Griechen auch begabter und schöpferischer als die Juden?! Die Kirche hat die lateinische Sprache als eine lebendige Volkssprache übernommen, wie sie immer die Natur und deren Werke, die sie voraussetzt, übernommen hat, und hat sie erhoben auf die höhere Höhe ihrer geistlichen Gemeinschaft. Daß auch heute noch ein Offizium, das die katholische Kirche zur Ehre des Altars, zum Preise eines Heiligen verkündet, nebenher eine schöpferische lebendige Sprachtat ist, ist nur möglich, weil diese für die Welt tote Sprache an Stelle der natürlichen »Mutter« eine neue Mutter gefunden hat, in deren heiligem Schoße sie ein geheimnisvolles, nur der ewigen Reinheit und Schönheit der Heiligkeit dienendes Leben lebt. Hier ist wiedererlangt die primordiale Anonymität in einer neuen Gemeinschaft, durch die allein eine Sprache lebendig ist und bleibt, hier ist ein Symbol jener seligen Anonymität, da Gott wieder Alles in Allem sein wird.

NUR LANGSAMEN SCHRITTES, ZURÜCKSCHAUEN-
den Blickes, verlasse ich diese selige fruchtbare
Mitte zwischen dem Schriftsteller und den Din-
gen, damit ich auch eine Zeitlang verweilen kann
in jenem geheimnisvollen bräutlichen Dunkel,
wo die Sprache und der Geist des Schriftstellers
sich vermählen und eine Liebesehe führen, wo
sie sich vermengen, so daß der eine nicht weiß,
was dem andern gehört, und das ist ja das Le-
ben solcher Liebe. Es kann der Schriftsteller alle
möglichen Beziehungen haben zur Sprache: in-
nigste und innige, freundschaftliche mit aller
Treue und unwandelbaren Hochachtung und
Zartheit der Freundschaft, und freundliche bis
zu einem gewissen Grade nur verbindliche, und
einseitige, rein konventionelle (sie sind häufig),
höfliche, formelle, gleichgültige, formlose, feind-
selige, mißtrauische, und vor allem schlampige,
massige, der Schlamperei und Massigkeit des Zeit-
alters entsprechend, das schlampig ist in unge-
fähr allem, ungeistig lebend in einer alogischen
Verbreitung der Gegensätze, seelisch vegetierend
in einem Unrat von Wirrwarr mit der einzigen
Ausnahme der Technik, in der es präzise sein
kann. (Sie ist das unheilige Wunder dieser Zeit,

schaffend eine Zeitlang — jede Maschine läuft eine »Zeitlang« — eine Einheit des Mittels, wo die des Zweckes verloren ging; Geist und Leben verstehen einander nicht mehr, beschimpfen einander, aber ihr Mittel, die Maschine, ein eiserner Götze — laufend eine Zeitlang — beherrscht sie beide und diktiert ihnen, statt deren Befehle zu erhalten, sie allein verliert nicht — eine Zeitlang — durch den Massenbetrieb und gewinnt — eine Zeitlang — alles durch die Exaktheit, die ihr einziger »Geist« ist, wohltätig nur, wo der Meister der Geist selber ist, dem die Knechte gehorchen; aber ein sich selbst verstümmelndes Geschlecht von ungehorsamen Lehrlingen wird die Ungeister nicht los, es wird ihre Beute.) Es kann der Schriftsteller alle möglichen Beziehungen haben zur Sprache, und die Bezeichnung dieser Beziehungen wird immer auch die Distanz angeben zwischen beiden. Für den Augenblick will ich noch dort verweilen, wo beide kaum wissen, was von ihren Schätzen und Kräften dem einen oder dem anderen gehört. Und wenn nun ein solches inniges Verhältnis zwischen der Sprache und dem Schriftsteller auch dort bestehen könnte, wo der Schriftsteller nicht bloß ein Genie, sondern auch ein Heiliger ist: Welch ein Beweis

über alle Beweise, daß die Sprache eine Gabe Gottes ist! Nun aber sagt Augustinus, er gehöre zu denen, qui proficiendo scribunt et *scribendo proficiunt*.

Der erste Teil des Satzes: proficiendo scribere definiert ihn als wesentlichen »Schriftsteller«, es ist nahezu die Definition »des Schriftstellers«, *des*, sage ich, nicht *eines*, also eines Menschen, dessen fortschreitende Kurve geistiger Erkenntnis gezeichnet wird in den Charakteren der Schrift, dessen einzelne Erkenntnisphasen, die andere Menschen auch haben können, ja vielleicht reiner, wertvoller vor Gott haben, sich gestalten im Monument eines Sprachwerkes, aere perennius — der zweite Teil vollends, der in einer Wechselwirkung steht zum ersten: *scribendo proficere*, er meint, was ich mit der Liebesehe zwischen der Sprache und dem Geiste des Schriftstellers meine. Hier ist das innigste Verhältnis zwischen Sprache und Mensch. Man könnte meinen, daß hierher vor allem die Dichter gehören, aber dem ist nicht ganz so. Denn es gehört eine gewisse Bewußtheit und eine die Unmittelbarkeit, die also stark sein muß, nicht störende oder gar vernichtende Reflektiertheit dazu, die nicht alle Dichter haben, und eine Gabe intensiven nüchternen oft fast ma-

thematischen Denkens, die noch weniger alle Dichter haben. Gewiß haben die größten Dichter dieses Verhältnis zur Sprache, wie Vergil oder Shakespeare oder Goethe, und sie haben auch die reinsten und schönsten Sprachwerke im objektiven Sinne geschaffen, aber das Wesen und den Geist einer solchen Verbindung haben fast noch eindringlicher zum Bewußtsein gebracht gewisse große Metaphysiker, Theologen und Denker, die von Gnaden der Sprache gelebt haben und auf Grund dieser Gnaden einen leicht erschaubaren Typus bilden, dessen vielleicht bedeutendste Repräsentanten Plato, Augustinus und die zu ihnen gehören, bilden. Sie sind die tiefsten Sprachverständigen, weil sie Sachverständige sind, und werden immer tiefere Sachverständige, weil sie Sprachverständige sind. Sie allein kennen ganz und gar, bis zur Luft und bis zur Qual, Gunst und Ungunst ihrer Sprache, die ruhelose Dialektik, das oft schlechterdings nicht zu entscheidende, in lebendigem Gleichgewichte beharrende Für und Wider eines Wortes, gründend in dem unererschöpflichen Reichtum alles Seins, als welcher der Grund überhaupt ist der Einheit von innerlichem Überfluß und äußerlichem Mangel einer jeden Sprache. So ist etwa die Wohlhaben-

heit unserer Sprache, daß sie ein Wort hat wie »Gnade«, das sich eigentlich sträubt und es fast für Raub ansieht, in anderem Sinne gebraucht zu werden, als in übernatürlichem, zuweilen teurer bezahlt und kann für einen bestimmten Aspekt zur Armut und zum Mangel werden, weil hier ein großes Beispiel ist, wie zuweilen ein einziges Wort für zwei wesentlich durch nichts weniger als eine Welt und eine Unvergleichlichkeit geschiedene Dinge mehr Erkenntnis gibt (insofern nämlich eine wesentliche Analogie auf der Stelle ins Bewußtsein eingeht), als zwei reinlich gesonderte Worte, die so tun, als bestände auch nicht die geringste Harmonie zwischen den — ohne allen Zweifel — verschiedenen Sphären der von ihnen bedeuteten Dinge. Und so kann sogar »Gnade« zuweilen fast zu etwas tyrannisch Unverständlichem werden, zu einem isolierten kalten Akte legaler Imputation, wenn dem Worte (*gratia*, *grace*, *grâce*) nicht auf den ersten Blick angesehen wird, daß sie wesentlich auch anmutend und gefällig und lockend ist, daß alles, was in einem edeln Sinne in der Natur Anmut und »Grazie« ist, ein Bild und Gleichnis von ungefähr, ein Schatten der »Gnade« ist. Tief in das letzte geheimnisvolle Urwesen der von Gott ver-

schieden erschaffenen Personen müssen die Wurzeln dieses sprachverhafteten Typus hinabreichen. Nicht ist die Sprache der letzte Grund für die Unterscheidung der Geister, der kann nur ein geistiger sein, während die Sprache ein Wesen hat aus Geist und Seele und Sinnlichkeit, aber sie ist gewiß ein erstes und wahres und tiefes Zeichen, da sie aus dem Geiste geboren ist, das auf das letzte ja doch immer im Unnahbar-Verborgenen verbleibende Wesen der Person weist. Kein Mensch wird auf den Gedanken fallen, daß Aristoteles zu denen gehörte, qui proficiunt scribendo, et scribendo proficiunt. Und gehörte vielleicht einer seiner Nachfolger dazu? Ich wüßte keinen! Und gehört vielleicht einer der Nachfolger Platos — mehr oder weniger — *nicht* zu ihnen? Ich wüßte keinen! Wohl, die Unterschiede zwischen beiden liegen in ihrem Geiste und in den Dingen, mit denen sie es zu tun haben, und in ihrem Verhältnis zu den Dingen (aber freilich: die Sprache ist ja gerade wesentlich ein Verhältnis, ein Medium), die Unterschiede sind sachlich anzugeben, aber daß sie es auch sprachlich sind, daß sie auch in dem Verhältnis der Person zu der Sprache liegen, nicht bloß in dem zu den Dingen, heißt das nicht sagen, ist das nicht ein Be-

weis dafür, daß die Sprache hinabreicht mit ihren Wurzeln nicht nur in den letzten Grund der Dinge, daß also Sprache und Sache zusammengehören (und *darum* auch einen der schönsten Reime ergeben!), sondern auch in den Urgrund des größten kreatürlichen Mysteriums, der Personen selber?! Wer wollte hier fertig werden und Recht sprechen und wer Recht geben und absolut entscheiden, wo jeder schon Partei ist?! Manche unterscheidenden Eigentümlichkeiten hat dieser in der Sprache schaffende Schriftsteller, der im Schreiben vorschreitet und im Fleiße seine Inspirationen findet, dessen Denken nicht bloß angestrengt nach Worten sucht (das tut es natürlich!), sondern dessen Worte auch die Gedanken finden, dessen Sprache nicht nur der erarbeitete Ausdruck seiner Gedanken ist (natürlich ist sie das!), sondern darüber hinaus auch der gnädige, umsonst gewährte Einlaß in das Reich unaussprechlicher, die wesensmäßigen Grenzen der Sprache überflutender Gedanken ist. Die erste ist die unabweisliche, ihm im Fleisch und Blut vom Geist her wirkende Forderung, die er eben auf Grund dieses Verhältnisses zur Sprache bedingungslos — er kann nicht anders — an sich selbst stellen muß, die Forderung der Form und der

Gestaltung, lebendiger Form und wahrer Gestalt, nicht: schöner, sie kann er nicht direkt wollen, nur die Sehnsucht kann er haben nach ihr wie im Traum, und voller Scham; sie wird ihm geschenkt und ist immer eine Überraschung, hinzukommend zu seiner Arbeit. Er wird zwar niemals eine alte Form verachten oder verschmähen, die noch lebendig ist und die väterliche Kraft bewährten Alters hat — denn wenn Formalismus ist, an alten Formen, aus denen Geist und Leben längst entwichen sind oder deren bißchen Leben, das sie noch haben, häßlich, dumm, saftlos, vergiftet ist, selber zu erstarren und zu sterben, so wird zur zucht- und formlosen Gemeinheit jener Mangel an adeligem kindlichem Sinne für das Alte und an Kräfte hütender und aufspeichernder Pietät, jene Sucht, immer neu und originell zu sein — aber wer lebendig in der lebendigen Sprache lebt, der wird das Alte neu sagen, und das Neue, als hätten es die Väter schon gesagt. Von ihm fordert sie herrisch, was sage ich, mit der Eifersucht des Weibes, das sie ist, daß er sie niemals langweile, daß er sie selber sich niemals langweilen lasse, sie nicht umkommen lasse an einer gefährlichen Stelle, die zur toten werden kann, sie nur ruhen lasse in den Armen des Ge-

dankens, wo allein ihre Heimat, ihre Gesundheit, ihr Heil ist, ja auch im äußersten Falle sie dort noch verteidige oder ritterlich entschuldige, wo der Gedanke, auffliegend ins Unfägliche, aus ihrer Umklammerung sich reißt, und sie ihm, der unaussprechlich ist, nicht zu folgen vermag. Gerade dort ist ihre Liebe aber am größten, denn es gibt keine höhere Liebe, denn daß sie ihr Leben hingibt für den Geliebten. So gewinnt sie es wieder. Die Gefahr dieses Spracheigenen des Geistes ist der Rhetor, der Artist und im schlimmsten Falle der Sophist — die Gefahr also ist, wenn auch nur für Augenblicke, nicht mehr und nicht weniger als — sein eigener Widerpart zu werden, sein Feind, den er entlarvt und vernichtet. Die Gefahr ist, weil der Sieg so sublim ist, so groß, daß der genialste, ja selbst der heiligste unter denen, die vertraute Gespielen sind der Sprache da, wo sie noch Element ist, nicht bloß Freunde oder gar nur Nutznießer ihrer, wo sie schon zahm geworden ist und die Hälfte ihres Lebens eingebüßt hat, ihr niemals ganz entrinnt. Er verfällt zu Zeiten — für einen Augenblick! — dem Spiele und vergißt sich und die Sache, er verrät ihr zuliebe die größere Liebe zur Sache, er läßt ihr ihren Willen, wo der seine der

bessere auch für sie wäre, und folgt ihrem Einfall, wiewohl er einer in die Sache und in den Gedanken ist. Und solche Gefahr mit ihren Folgen ist nicht zu unterschätzen, besonders in einer Zeit, die den Eindruck erweckt, als werde nicht bei weitem mehr gedacht, was nicht gesagt werden kann, sondern sehr viel mehr gesprochen (und erst geschrieben!), bei dem sich nichts denken läßt. Wie einst ein oberflächliches Auge der Masse, aber auch eines Aristophanes, den Sokrates mit den Sophisten verwechseln konnte, kann in dieser Zeit ein Denker, der auch schreiben kann, von eben solchen Augen verwechselt werden mit einem, der schreiben, aber nicht denken kann; was ungefähr die Definition des Feuilletonisten ist. (Freilich könnte es sich eine Zeit auch so einteilen, daß sie die sämtlichen Feuilletonisten als Denker preist, und den Denker für einen Schwätzer erklärt.) Aber ohne solche Gefahr und ohne solche Niederlage, wann die für alles empfängliche Schwachheit der Sprache so anziehend und hinreißend wird, daß er gehorcht, wo er gebieten sollte, und sie und sich verliert, ist der höchste Preis des Schriftstellers nicht zu erlangen von einem sterblichen Menschen. Denn wir sollen uns nicht täuschen! Nur die elemen-

tare Fülle der Sprache gibt auch Wahrheit und Klarheit über die Fülle des Univerfums, nur die elementare Ganzheit der Sprache spiegelt die Ganzheit der Dinge wider. Nicht die abstrakte oder reduzierte Sprache tut das oder kann das. Die Sprache ist die Tochter der Weisheit, nicht der Wissenschaft, welche *facta est, non nata*, welche ein Mittel ist und nicht ein Zweck, ein Weg und nicht ein Ziel, welche arbeitet und leistet, aber nicht zeugt und gebiert, welche zuweilen gleich der böfen Stiefmutter im Märchen sie verleugnet, haßt und malträtiert (es gibt in Wirklichkeit auch und sicherlich mehr — gute Stiefmütter, ohne Zweifel, aber es find doch Stiefmütter). Die letzte Wahrheit ist eine konkrete Wahrheit und keine Abstraktion. Fülle und Reichtum der Sprache find auch Klarheit und Wahrheit; nicht Entleerung und Abstraktion, denn voll und reich und unzählbar mit- und in-einander verbunden find die Dinge, darum muß immer wieder einer felig-unfelig das Risiko auf sich nehmen, in das noch nicht gebändigte Element der Sprache unterzutauchen, ihre heiligen Wasser zu rühren.

EXKURS
ÜBER SPRACHE, HUMOR UND SATIRE

II
ÜBER HUMOR UND SATIRE

Ludwig Ficker gewidmet

DER LETZTE WEITESTE UND HÖCHSTE GEISTIGE Raum des Humanen ist der Humor. Eine der tiefsten und schönsten Stellen Kierkegaards behandelt den Humor als die äußerste Annäherung des Humanen an das eigentlich Christlich-Religiöse. Und der Humor ist auch der reale menschliche Untergrund der christlich-europäischen Kultur. Die europäischen Nationen haben ihn sich geteilt, in ihn sich geteilt. Der Humor ist das Feuchte, und das Feuchte stellt die Verbindung her zwischen den Teilen, das Trockene und Vertrocknete ist die Isolation, das Steinerne. Verbindung aber ist Leben, und Tod ist Isolation. Merkwürdigerweise meinen oft Deutsche, wir allein (und vielleicht noch die Engländer) hätten vom Ewigen den Humor in Pacht genommen und bekommen: sie beweisen mit dieser Meinung wenig Humor. Warum auch Cervantes vergessen! Nicht Deutscher und nicht Engländer, aber ein guter Europäer:

Kastilischen Geschlechts, von feinen Sitten,
Treu der Religion und treu der Ehre,
Gelehrter, dann Soldat, hab ich im Heere
Don Juans bei Lepanto mitgestritten,
den Arm verloren, Sklaverei erlitten

treu jener Religion, welche die Einheit Europas ist und ohne welche keine ist, sondern nur trostloses Gerede, das neues Blut ersticken wird. »Pan« ist tot schon lange. Mit ihm gibts nur noch Pansch. Was mit ihm sich tut, verweist, mag es der Pantheismus sein oder der Panlogismus oder der Panlatinismus oder der Panflavismus oder der Pangermanismus oder der Panamerikanismus oder der Panasiatismus oder gar — Paneuropa! Das alles ist wahrlich ohne Humor und verdirbt ihn! Zwar noch nicht mir, denn als ich einen paneuropäischen Kongreß im Bilde, auf einer Photographie, dominiert sah von »dem Turm der Langeweile« (siehe Satire und Polemik, p. 100), da mußte ich befreit auflachen, wohl aber leider objektiv und also schließlich auch noch mir. Paneuropa kommt sofort nach dem Panideal oder einem Prospekt des Verlags Diederichs, der immer schon ein Panfurium war. Alle drei sind leider zunächst deutsch und trotzdem die absolute Humorlosigkeit selbst. Kein Wunder, daß das Wort Humor schon sicherlich nicht deutsch ist. Aber wir haben eben die Sache, die Seele der Sache. Was ist ein Wort? Nur Vorsicht! Ein Wort ist viel. Wer das Wort zuerst hat, hat auch zuerst die Sache oder doch zuerst sie ins Bewußtsein er-

hoben, das Wort ist aber noch nicht einmal englisch: siehe da, es ist lateinisch. Es bedeutet: Wasser, Wein, Milch, Tau, Regen, Flut, Tränen, Speichel, Saft, wie das Wörterbuch sagt — und ist nicht das alles im Humor?! Die Sache selbst also ist ein Teil des großen Erbes: der griechisch-lateinischen Humanität und Kultur. Alle Völker, die mitgespielt haben in dem gewaltigen und reichen Orchester der europäischen Menschheit, haben Humor, wenn auch die Unterschiede so groß sein können wie der zwischen dem Ton einer Geige und dem einer Posaune oder irgendeines anderen Instrumentes: Musik aber machen sie alle, der Unterschied liegt nur im Ton, der die Musik macht, gewiß! Und wir Europäer haben durchaus nicht etwa bloß die Meinung, daß der Humor eine oberflächliche, zufällige, nichts-sagende Nuance sei, die so ohne jede tiefere Bedeutung in der Geschichte einer Rasse oder einer bestimmten Kultur aufgetaucht ist, also nicht wesentlich zum Menschen als solchem gehört, so wenig wie wir die zu unserer Schande von einigen Renegaten oder Sophisten vertretene Meinung haben, die platonisch-aristotelische Philosophie komme nur einer gewissen historischen, vergänglichen, ja vielleicht sogar sehr fragwür-

digen Sorte von Menschen zu, *sondern*, wie wir die Meinung haben, daß diese Philosophie in ihren Elementen, trotz ihrer Unvollkommenheiten, trotz ihrer historischen Bedingtheiten, trotz der Möglichkeit des Auftauchens ganz neuer Aspekte und Probleme, trotz der Notwendigkeit starker Modifikationen und Verschiebungen der Perspektiven und Akzente, *die* Philosophie ist, in ihren Elementen die *humane* Philosophie ist, auf die jeder Mensch, sobald er eben philosophiert, schließlich kommen *muß*, schließlich auch auf chinesisch oder auf indisch, genau so haben wir die Meinung, daß der Humor nicht bloß der Hintergrund — seit Jahrtausenden — der europäischen Kultur ist, sondern ein Element des natürlichen Menschen überhaupt, das geistige Merkmal des über die Materie erhobenen, durch Erkenntnis losgelösten Menschen als *Geschöpf*, die Luft der geistigen Kreatur, das Kreatürliche an unserem Geiste; er ist gleichsam die *natürliche* Demut, die durch Gnade zur übernatürlichen werden kann; die Anerkennung eines unendlich Hohen, die Erkenntnis der Abhängigkeit von ihm und der Stolz hinwiederum, daß etwas von diesem unendlich Großen auch in dem unendlich Kleinen ist, im roseau pensant. Wir Europäer haben die Mei-

nung, daß wie in unserer Philosophie, nicht in der der Paradoxe und der ohne Not im Übermut oder in der Verwirrung selbstgeschaffener Probleme, sondern in der des gemeinen Menschenverstandes der Sokratiker, Platoniker und Aristoteliker, ein humanes Allgemeingültiges da ist, so auch der Humor die humane Lebensluft unserer Kultur, die Lebensluft der Menschen, als *Kreaturen* überhaupt ist. Was steht im Wörterbuch? Siehe oben. Humor: Wasser, Wein, Milch, Tau, Regen, Flut, Tränen, Speichel, Saft. Wie denn? Ist darunter ein Ding, das nicht alle Menschen hätten oder verständen?! Die Rassen und die Völker werden einander schon ein wenig besser verstehen, wenn sie wissen, welche Gestalt der Humor bei ihnen hat. Und sie verstehen einander zweifellos am allerschlechtesten, wenn sie auch noch die letzte Spur wahren Humors verloren haben. Das gilt selbst in der Politik. Kann man sich Humorloseres vorstellen, als die entsetzlichen *cuistres* aus New York, London und Paris, die den Vertrag von Versailles verschuldet haben und die heute noch die Stickluft Europas erhalten! Diese Zeit liebt die fanatische Betonung der Unterschiede und das Ziehen von Grenzen: je mehr die Materie selber durch die Technik die Räume

verbindet, die Erlebniszeiten der Massen der Simultaneität nähert, um so mehr scheidet der Geist des Menschen durch Haß und Unverständnis. Klare Erkenntnis von Unterschieden ist eine schöne Sache — ohne das *distinguo* kann ein reinlicher Geist nicht leben — eine sehr schöne sogar in den Wissenschaften namentlich und im Abstrakten, wo die *μεταβασις εις άλλο γενος* ein folgenreicher Fehler ist, aber im Konkreten und Lebendigen ist ein ebenso folgenschwerer Fehler die Überschätzung und Überanwendung des Lieblingsatzes der Phänomenologen: »Dieses hat auch nicht das Geringste mit jenem zu tun.« Es hat hier aber alles mit allem zu tun. Ganz schweigen wollen wir lieber von jenen merkwürdigen, einfach auf den Kopf gestellten Spenglern, die anstatt zu löten, alles auseinanderreißen, die mit den Rassen, Völkern, Nationen, Kulturen den Menschen selber heillos in Stücke reißen, die sie nie mehr zusammenflicken können. Aber nicht das ist das Wichtigste am Humor, daß er ein Bindemittel ist zwischen Mensch und Mensch, ein Öl — und gleich nach dem Weinstock, gleich nach dem Korne kommt an Würde der Ölbaum, nach Brot und Wein das Öl —, das Härte und Hitze unvermeidlicher Reibungen lindert und kühlt, sondern, wie

gefaßt, daß er ein natürlich humaner Ausdruck des Menschen ist als »Kreatur« gegenüber der unendlichen Macht, die ihn erschaffen hat, in deren unentrinnbaren Händen er ist. Das Allerfeltenste vielleicht in dieser Zeit, feltener als ein liebendes Herz, deren es manche gibt, feltener als übernatürliche Tugenden, deren es im Verborgenen auch noch viele gibt, ist die adeligste natürliche Tugend, die wie ein Symbol und ein Schatten der himmlischen väterlichen Gnade selber ist: die magnanimitas, die Großherzigkeit. Sie ist das, was es in diesen Tagen, wo es alles gibt, nicht gibt. Sie aber wird mitbedingt durch das Element des Humors, der das Kleine nicht kleinlich ansieht und richtet. Es braucht einer natürlich nicht einen einzigen Satz geschrieben zu haben, der im gebräuchlichen Sinne zur humoristischen Literatur gehört, um Humor zu haben als Lebensluft und Hintergrund feines Seins und Schaffens. Wiewohl nicht zu vergessen ist, daß die Werke der großen europäischen humoristischen Literatur von Cervantes, Shakespeare etwa den tragischen wahrlich die Waage halten, ähnlich wie die Scherzi der großen Musiker den ernstesten und feierlichen Adagios an Wert, an vorausgesetztem Ernst und Feierlichkeit (wie jene die-

fen oft an vorausgesetztem Humor) nicht nachstehen. Aber von Humor reden wir hier in jenem vollen und weiten Sinne, daß er nämlich auch Voraussetzung und Hintergrund ist der Tragödien Shakespeares, nicht nur seiner Komödien. Und in diesem Sinne ist Humor ein Kriterium, das nicht verfaßt. Und hier ist unser Haupteinwand gegen gefeierte Schriftsteller dieser Tage, gegen George etwa und dessen Schule, aber auch gegen Hofmannsthal (trotz dem Rosenkavalier oder wegen dessen) und ähnliche, ihre peinigende, ihre komische Humorlosigkeit, die sie natürlich nicht hindert, Witze zu machen. Mit ihnen ist das *lederne* Zeitalter der deutschen Literatur angebrochen. Und mit ihrer Gefolgschaft erst! Die sind geschickte Gerber, sie haben von jeder Sprache, die einmal lebendig war, die echte Haut und tragen sie, ohne die eigene, zu Markte, täuschend — diejenigen nämlich, die getäuscht werden wollen, und das sind viele, eine Welt, die größte Zeitung. Ihre Imitationen sind immer alle echt, kein Zweifel, sie tragen die seltensten Felle, aber sind selber nicht einmal ein lebendiges Kalb. Und das ist ihre Humorlosigkeit. Man hat mir vorgeworfen, daß ich zu hart sei, ja man war nahe daran zu sagen, daß ich blasphemisch sei,

weil ich von Versen Stefan Georges als wie von Albumversen gesprochen habe (Über Francis Thompson und Sprachkunst). Es ist zu prüfen, was ich gesagt habe. Nämlich, daß Verse von George in englischer Übersetzung erschienen sind und dort einfach wie harmlose Albumverse wirken. Das ist so, leider! Ich kann es nicht ändern. Ich habe aber nicht gesagt, daß es nicht auch andere, anders zu wertende Verse Georges gebe. Im übrigen ist dennoch seine Größe nicht in seinen Gedichten zu sehen, sondern in einem geistigen Habitus aristokratischer — nicht: Natur! diese äußert sich ganz anders, sie hat nämlich Humor, sondern — Zucht, Anstrengung und Absicht ohne den edeln Fundus, der in Wahrheit und Güte bestünde und in — Humor. Seine relative Größe, die in einer Zeit chaotischer Zuchtlosigkeit und pöbelhaften Sichgehenlassens wie eine absolute wirken mußte — ist diese äußere Zucht und diese äußere Form gefuchter Erlesenheit, wobei man diesem Worte ruhig den Doppelsinn lassen kann, den »lesen« hat. Wie gesagt, in einer Zeit absoluter Formlosigkeit war das etwas. Sub specie aeterni ist es nicht viel. Und was seine Lyrik und Dichtung anlangt, so sollte wahrlich der Deutsche hier aristokratischer sein im Hinblick auf den gebore-

nen, aller sichtbaren Anstrengung baren, gnadenhaften Adel seines dichterischen Erbteils. Lyrisch kann er, wenn er will und reinen Geistes ist, in einem *embarras de richesse* leben, wie nur noch musikalisch, und auf Gipfeln, die zu den höchsten der Menschheit gehören, er braucht keine Konzessionen zu machen und keine Kompromisse zu schließen, er kann Humor haben und warten, und selbst in neuesten Zeiten — wiewohl ich am liebsten wenigstens bis zu Mörike zurückgehe — entlarvt ein Traklscher Halbvers die Musik Georges als ein gequältes, amüsisches Buchstabieren. Wiewohl Trakl in seinem Schöpferischen auch der Humor fehlt, aber es ist bei Trakl, ähnlich wie bei Hölderlin ein *tragisches* Fehlen, bei George und seiner Schule ist es ein *komisches* Fehlen, und das ist ein gewaltiger Unterschied: über diese lacht man, jene sind unserer Tränen sicher. Und der Gehalt an Gedanken: oh, davon *habe* ich geredet. Man hätte mich nicht reizen sollen, nun auch noch meine These zu beweisen durch zitieren Georgescher Verse, und zwar im Original sogar, nicht in englischer Übersetzung; denn die Atmosphäre meines Essays hat, wenn nichts anderes, so doch die simple Kraft eines Scheidewassers: das Echte nicht anzugreifen, das Unechte

aber zu zerfetzen und aufzulösen. Ich frage den Kundigen: Tritt nicht in seine Anschauung die Platonische Idee selber des Albumverfes, wenn er Verse liest wie diese?:

Ob ein sturm auch eben tose
und ein lied vom winter pfeife:
sieh, es keimt noch manche rose.
noch bedarf das korn der reife.

Spenden nicht die kühlen finger
leise luft mit ihrem froste?
sei verjäharter fahrten finger,
daß der klangdraht uns nicht roste!

Was gehört zu dieser Idee? Die Schiefheit des Ausdruckes infolge der Verwaschenheit der Bilder, und so pfeift denn ein gleichzeitig tosender Sturm ein Lied vom Winter. Was gehört zu dieser Idee? Die magenverderbende Sentimentalität und Süßigkeit, und siehe: es keimt noch manche Rose. Was gehört zu dieser Idee? Die gigantische Herz und Hirn erschlagende Banalität, und: noch bedarf das Korn der Reife. Aber der Selbstverrat wäre nicht vollkommen ohne die zweite Strophe. Was geschieht hier? Wohl wahr, hier kommt kein normaler Albumdichter mit. Nie wird er es

wagen, Singer anstatt Sänger zu sagen, vielmehr zu fingen, wo es dieser so viele gibt und jenen überhaupt nicht. Selbst auf den Sänger wird er, wenn er auch länger sich besinnen muß, einen Reim finden. Und daß er Klangdraht für Saite schriebe, wo ihn nicht einmal ein Reim dazu zwingt, wie der Finger den Sänger zum Singer, ist vollständig ausgeschlossen, selbst wenn er ein über alles normale Maß hinaus alyrisches Ohr hätte. Was ist hier geschehen? Humorloses ist geschehen. Hier hat ein, was Denk- und Sprachgabe anlangt, geborener Albumdichter es nicht sein wollen, weil er als Mensch in Wille und Vorstellung ohne Zweifel mehr ist, sondern sich zu etwas anderem schrauben wollen. (Sokrates zum Beispiel hatte Humor und ließ die Verse, als sie nur Albumverse wurden.) Es ist ihm eingefallen, daß es doch ein bißchen armselig ist für den größten lebenden deutschen Dichter, mit den Sängern von Minnefahrten, deren Saiten rosten können, wiewohl ihnen doch noch manche Rose — allerdings blüht, nicht »keimt«, und auch das Korn noch der Reife bedarf, so einfach zu konkurrieren. Er hat gemeint — und dieses gilt nicht nur hier, sondern für seine ganze Dichtung — ein gefuchtes Wort allein schon sei dich-

terischer als ein gegebenes, und ein ungewöhnliches als ein gewöhnliches (so wie Thomas Mann und seine Liebhaber meinen, ein »gewählter« Ausdruck mache einen abgegriffenen Gedanken zu einem ursprünglichen oder ersetze gar den überhaupt mangelnden, und vergessen, daß ein langer und komplizierter Satz nichts als eine Zeilen und anständige Leser schindende Unanständigkeit ist, wenn er nicht das Abbild eines komplizierten Gedankenganges ist). Aber die Sache ist die, daß ein ungewöhnlicher Gedanke auch das gewöhnliche Wort ungewöhnlich macht durch sein Blut, während ein ungewöhnliches Wort für einen gewöhnlichen Gedanken nur dessen Pranger ist. Stefan George hat nun im Schweiß seines Angesichts »gesucht«, was er nicht hatte, anstatt unter Mühen zu entdecken, was er selig schon besaß — was das Geheimnis des Dichters ist. Schließlich ist jedoch die letzte Erklärung für diese Dinge eben in der erstaunlichen Humorlosigkeit dieses Dichters zu finden, der über sich den Vers schrieb und drucken ließ:

Er hat den *griffel, der sich sträubt*, zu führen.
Hat er, der Unglückselige? Und warum sträubt er sich denn, der Griffel? Kann er das überhaupt?
Hat der Dichter diesen Vers auch mit diesem

Griffel geschrieben? Hat er ihn nicht vielleicht mit der Feder geschrieben? *Und sie hat sich nicht gesträubt?* Da doch kein Griffel sich sträuben konnte, ehe ihm eine Feder es vorgemacht hat, und auch dann nur in der irrealen Sprache eines Albandichters. Nein, sie tat es nicht, denn sie war die Feder hieratischer Humorlosigkeit! Was der westliche Humor schlechthin nicht duldet, ist eben das Georgesche Laster: eine trockene Hieromanie im Profanen, eine Göttliches auf Menschliches nivellierende sakrale Tonart, dort, wo sie leicht auch sakrilegisch wird, ein Priestertum, dessen Gott nur eine Kreatur oder eine »Idee« ist, und dessen Vertreter eben deshalb komisch sind. Sie provozieren den Humor ähnlich wie einst Hegel und seine Schüler den Humor Sören Kierkegaards zu der Frage provozierten, ob denn diese Herren so sehr »das Absolute« seien, daß sie sich nicht auch zuweilen die Nase schneuzen müssen. Stefan George ist groß dadurch, daß er in einer Zeit unfäglicher Erbärmlichkeit den Menschen wieder groß haben wollte. Aber gelungen ist ihm nicht der große Mensch, sondern höchstens der vornehme, sich abschließende, der in einem übeln Sinne »orientalisch« große Mensch. Der westliche große Mensch schließt sich *nicht* ab,

so *leicht* macht er es sich *nicht*. Der große Mensch vergißt nicht die Wahrheit, daß er nur »Kreatur« ist, der nur vornehme tut es, darum ist er nicht in vollem Sinne groß. Wohl gibt es im Heidentum, und Stefan George ist ja Heide — nach 2000 Jahren! — noch eine Möglichkeit wirklicher menschlicher Größe, die der absoluten Tragik, aber dazu gehört mehr als Stefan George und weniger als 2000 Jahre Christentum. Und selbst im Heidentum ist für den Christen der größte Mensch nicht der Tragiker, sondern Sokrates, der heitere Überwinder des Tragischen, und zwar unter anderem infolge des Durchbruches des Humors, wenn auch zunächst in der Rüstung der Ironie. Sein Tod war mehr als tragisch, denn er hätte ihn vermeiden können, was das rein tragische Opfer nicht kann; sein Tod war mehr als heldisch, weil er nicht die gewaltige stützende Sichtbarkeit des »Vaterlandes«, der »πολις«, hinter und unter sich hatte, nicht in der wärmenden Einheit der Erde, des Blutes und der Seele seines Volkes litt, sondern *einsam* für ein »Unfichtbares«, für eine rein geistige Wahrheit starb; er geht zwischen dem Helden und dem Märtyrer, zwischen der Ehre und der Caritas, und sein Begleiter im Humanen ist der Humor. Unter dem

Gesichtspunkt der Humorlosigkeit, also der geistigen und geistlichen Starre, also der objektiven Komik lassen sich in einer erleuchtenden und erklärenden Einheit die scheinbar disparatesten Dinge dieser Tage zusammenfassen, als da sind: der Spiritismus, die Theosophie, die Anthroposophie (Steiner), die Magie (mit ihrem Spengler), die Schule der Weisheit, ich brauche keine Klammer, die »Schau« der Georgedozenten, der Antifemitismus, der Faschismus und was während des Druckes dieses Aufsatzes noch Humorloses aufkommen mag.

Wohl, ich weiß, welch ein Wagnis es ist, das Wort Humor in den Mund zu nehmen in einer Zeit und in einem Volke, wo fast alles, was an Humor sich begibt, sich der Scham und der Verantwortung begibt, sich allerhöchstens neben dem Busch, hinter dem Busch und meistens unter dem Busch begibt, der mit seiner zweifellos großen Begabung mehr zur Entlarvung der Gesinnung eines liberalen glaubenslosen Bürgertums beigetragen hat, als dessen philosophische Ideologen und langweilige Historiker. Es ist ein zweifelhafter Gewinn, wenn an die Stelle einer Unflätigkeit oder Roheit eine Zweideutigkeit oder ein einladend-verstehendes Au-

genzwinkern tritt. Und doch ist dieser Humor nicht viel anderes und ein großer Abfall gewesen nach Jean Paul. Er vertritt im besten Falle Wilhelm Buschs die Weltanschauung einer Schicht, die sich religiös und geistig aufgegeben hat, aber immerhin noch für ihre Resignation einen Ausdruck findet. Wer nur dieses sieht, für den wird es schwer zu verstehen, daß Humor eine kosmische Angelegenheit ist. Es sind die wertvollsten Dinge, die am unheimlichsten entwertet werden können und heute werden. Zum Glück ist diese Zeit selbst in der Geschichte des europäischen Geistes, die selber nur ein winziger Teil der Geschichte der Menschheit ist, weniger als ein Tag, der lang freilich dadurch wird, daß er böse ist. Keine noch so widerliche Entartung darf uns abhalten zu sagen, daß es die Art europäischer Kultur ist, Humor zu haben. Es ist ein tragendes, über die Endlichkeit hinausliegendes Element der Humanität, gleich seiner lieblichen Zwillingsschwester, der Phantasie. Das wird bewiesen dadurch — und nun schüttele ich den Ekel des Tages ab —, daß die Heiligen, die auch dieses Element des kreatürlichen Geistes, dieses humane Bindemittel geheiligt haben, uns Europäern näher, »menschlich« näher und vertrauter sind, sozufa-

gen unsere spezifisch europäischen, unsere »westlichen« Heiligen sind. Und dieses hat früh begonnen. Als der heilige Gregor der Große, noch nicht Papst, eines Tages über das römische Forum ging, sah er dort drei Jünglinge von einem Sklavenhändler zum Verkaufe angeboten. Sie hatten, so wird erzählt, Haare blond wie Flachs und Augen blau wie der Himmel, die ihn halb trotzig, halb scheu anschauten. Wie geschlagen von ihrer Schönheit und Anmut fragte er den Sklavenhändler, woher sie kämen. »Von Britannien.« — »Sind die Menschen dort Christen, oder leben sie noch in heidnischer Finsternis?« — »Sie sind Heiden.« — »Ach, welch ein Jammer, daß der Herr der Finsternis so lichte Gesichter sein eigen hat, daß sie also begnadet mit äußerer Schönheit der inneren Gnade ermangeln. Wie heißt ihr Volk?« — »Engelländer.« — »Wahr, wahr, sie haben Engelsgesichter und sollten Miterben sein der Engel im Himmel. Wie heißt die Provinz, aus der sie kommen?« — »Deira.« — »Ei ja, de ira, entrisen dem Zorne, und berufen zur Gnade Jesu Christi. Wer ist ihr König?« — »Alla.« — »Alleluia. Gepriesen werde Gott in ihren Landen.« Noch sind die Gelenke nicht ganz gelöst, noch ist der Schritt schwerfällig, und er schwebt nicht;

noch ist er in einem rührenden Sinne kindlich; und wiederum auch schulmäßig und didaktisch, wie es sich für Rom geziemt, aber er ist da, er ist da, der Humor, das Herz des westlichen Geistes, sprechend aus dem Munde eines der ernstesten, strengsten, heiligsten, größten Päpste, er ist da auch noch in der letzten Sphäre des Absoluten, in der pathetischsten Sache, er ist da auch gegenüber dem Teufel, und ist da am Vorabend einer schrecklichen Nacht, die über das Abendland herabfank und es doch nicht zum Lande der Nacht machen konnte, dem kein Morgen mehr leuchtet. Sie ist da, die Atmosphäre des Westens, welche der Humor ist, der Humor, der seiner Idee nach, in seiner Vollkommenheit, in der Fülle und Reinheit seines Sinnes nicht Scherz im Gegensatz zum Ernste, sondern die Einheit beider, die humane, von Gott gegebene Möglichkeit ist, den starren, dämonischen Bann des »absolut« humorlosen Teufels, den ganzen Unfug der »Magie« zu brechen. Freilich hat der Teufel die Macht, auch ihn zu fälschen oder zu vergiften (wie dessen Zwillingsschwester: die Phantasie), er hat die Macht vor allem, ihn ordinär und niederträchtig zu machen. Aus jener humorvollen, ja wortspielerischen Unterredung aber erwuchs eine der

gewaltigsten, folgenreichsten Taten des päpstlichen Rom, die Missionierung und Christianisierung Englands. Die Richtung und das ethische Gewicht des Humors, die Gesinnung, die er vertritt, ob er niederträchtig ist mit der Tendenz, in die Gemeinheit zu fallen, klebend am Schmutze, oder die Schwingfedern der Hoffnung hat, aufzufliegen, hinangezogen, ob glaubend oder verzweifelnd, ob liebend oder bloß resignierend; sein intellektueller Umfang, ob er nur sich spannt zwischen zeitlich bedingten Widersprüchen, die morgen nicht mehr sind, und nur wesenhaft niederen in derselben Ordnung sich abspielenden, oder zwischen Äonen und bis ans Ende der Tage und länger dauernden, wie Himmel und Hölle und Gott und Teufel, und zwischen *allen* Widersprüchen zugleich, die aus dem realen Zusammensein oder dem Zusammenseinsollen von Endlichem und Unendlichem, Heiligem und Unheiligem, Vollkommenem und Unvollkommenem, Ungeschaffenem und Geschaffenem, Ewigkeit und Zeit sich ergeben, und deren unvermeidliche, schmerzliche, brennende Wunden machende Reibung er durch seine »Feuchtigkeit«, durch sein »Öl« lindern soll—sie sind ein Maßstab für den Wert der Völker und Herrscher Europas.

Man kennt den »Humor« des kaiserlichen Potsdam und anderer gewesener deutscher Fürstehöfe, im Norden wie im Süden, man hat erfahren, an was für Witzen die grauenvollen Macher von Versailles für ihren humorlosen blutigen Unfinn sich entschädigt haben, und hört immer wieder mit Staunen, welche Späße den Herren dieser Welt, fogar — ja ganz besonders — in Genf genügen und adäquat entsprechen.

DIALOG ÜBER DIE SATIRE

Human nature remains what it was, though it has been baptized, the proverbs, *the satires*, the pictures, of which it was the subject in heathen times have their point still.

Newman.

DER FREUND: ES KANN NICHT EINER CHRIST
fein und ein Satiriker zugleich, ich meine in
Mark und Bein, von Grund aus, aus der Wur-
zel, funditus, mit Herz und Hirn und Galle. Er
muß das eine fein oder das andere. Ceci tuera
cela! Man kann nicht zwei Herren dienen, der
Liebe und dem Haß. Hüten Sie sich! Denn das
ist der Einsatz und das Entweder—Oder hier.
Der größte Satiriker des christlichen Europa war
Jonathan Swift, und er war am Ende kein Christ
mehr, wenn er überhaupt am Anfang einer war.
Kein größerer Gestalter unter allen Satirikern der
Welt als er: wie melancholisch, wie satirisch,
zu denken, daß man der schwermütig-verzwei-
feltesten Geschichte, die je geschrieben worden ist,
mit Leichtigkeit so den Stachel nehmen kann,
daß sie zum anmutigsten Märchen wird, seit Jahr-
hunderten geliebt von der schuldlosen Phantasie
der Kinder. Für den wissenden Erwachsenen aber,
so er ein wenig von der Gabe der Unterschei-
dung der Geister hat, liegt hinter diesem gewal-
tigsten Werke der Satire ein Menschenhaß —
wenn nicht ein Gotteshaß, Haß auf den »Schöp-
fer« — und eine Menschenverachtung höllischer
Verzweiflung, trostlosester Schwermut und am
Ende der Wahnsinn.

DER SATIRIKER: Ehe ich überhaupt den Mund aufmache, wollen Sie ihn mir schon mit einem Fluche stopfen, und ehe ich einem noch warm gemacht habe, machen Sie *mir* schon die Hölle heiß. Und Sie beginnen nicht mit der Satire als Gegenstand, sondern mit einem Gegenstand der Satire, nämlich mit der lächerlichen Behauptung, daß die Satire der Haß sei und alles andere, ach, und was für anderes, die Liebe. Was wollen Sie denn? Ist selbst für den Christen der Haß das Böse an sich? Ist er nicht auch die andere Seite der Liebe? Liebt der Heilige das Böse? Besteht nicht die ganze grauenvolle Mittelmäßigkeit der heutigen christlichen Völker, so daß sie preisgegeben sind der Verachtung der Heiden und gestraft mit dem Hohngelächter der Hölle, in ihrem Mangel an Haß — auf die Sünde? Sie werden sagen: nein, es ist ihr Mangel an Liebe. Gut, sagen Sie so! Aber der Satiriker muß das Recht haben, es satirisch zu sagen. Vielleicht dringt er, und nur er, ein in manches für Ihre Liebe verstopftes Ohr, Ihre Liebe, die Sie sehr oft zu einer allzu großen Langeweile machen. In *dieser* Welt haben alle Dinge zwei Seiten. In einer reinen und großen Zeit ist das Nein versteckt unter dem allgemeinen lauten Ja; in einer unreinen und kleinen aber ist

das größere Opfer, die größere Notwendigkeit, die größere Kunst das große Nein des ursprünglichen großen Ja — denn freilich zuerst ist das Ja — zu dem ja, ja der Verkommenheit. Vielleicht wissen Sie nicht, was Sie sagen, vielleicht sagen Sie nur nach, was die communis opinio, die recht kommune Ansicht aller Getroffenen, also so ziemlich aller Gebildeten ist. Denn wenn Sie mir im Ernste mit diesen ineptiae kommen wollten, daß der Satiriker in seinem Hasse nur *alles* niederreiße — *alles*, darauf legen die Leute, die sich niedergelassen fühlen, den Nachdruck mit der Aufgeblähtheit vieler Nullen pars oder gar nihil pro toto setzend — wenn er doch nur alles niederreißen möchte, was den Ausblick in das All versperrt, dann könnte ich überhaupt kein Wort mehr mit Ihnen weiter reden. Aber ich weiß ja, Sie lieben die Kunst der Satire auch — hinc illae lacrimae, sind das nicht Worte eines Satirikers?! Ich lasse mich auch nicht überrumpeln durch eine allzu summarische Methode, allgemeine Übel aus einer speziellen Ursache zu erklären, während sie verschiedene haben. In jeder Kunst hat es schwermütige und verzweifelte Menschen gegeben, sogar — ja gerade — in der Musik und in der Lyrik, die mit Satire noch nichts zu tun haben,

wiewohl diese jene voraussetzen mag — nie umgekehrt. Doch ehe ich weiter spreche, will ich Sie eines fragen, als Christ den Christen, denn wir haben denselben Glauben. Ist die Kunst der Satire eine Erfindung, eine eigenmächtige willkürliche Konstruktion des Menschen, oder ist sie ihm jeweils gegeben als Aufgabe, als geistiger Drang zunächst, dann als Idee, die er zu erfüllen, zu realisieren hat? Wird der Satiriker geboren, wie der Musiker, der Maler, wie jeder Künstler? Gilt für ihn das *nascitur, non fit*, oder gilt es nicht? Ist der Satiriker spezifisch »begabt« oder ist er es nicht? Ist sie eine Gabe des *homo sapiens*, oder eine Erfindung des *homunculus*, des Entarteten? Eine Ursprünglichkeit der Fülle oder ein Ersatz des Mangels, eine List des Ressentiments, eine Waffe des *Therfytes*, ein Gift der Verzweiflung? Und wenn sie eine Gabe ist, *woher* ist diese Gabe?

DER FREUND: Auch meine in vielem noch unklare Angst vor aller Satire als Beruf sozusagen wird mich nicht dazu verleiten, Häretiker zu werden. Ich kann es nicht leugnen, daß eine Satire eine Gabe sein muß, und daß jede Gabe ursprünglich von Gott ist. Der Teufel kann nichts im wahren Sinne »geben«, er kann nur neh-

men, er kann nur vergiften. Aber vielleicht geben Sie mir zu, daß es gefährliche Gaben gibt. Und zu den gefährlichsten, meine ich, gehört die Satire, denn sie verletzt die Liebe.

DER SATIRIKER: So! Tut sie das immer noch? Und was soll nun nach Ihrer Ansicht einer tun, der die Gabe der Satire hat?

DER FREUND: Er kann sie Gott und der Liebe zum Opfer bringen.

DER SATIRIKER: Er kann. Das gibt es. Aber damit allein ist weder die Idee der Gabe noch die des Opfers zu ihrem Rechte gekommen. Das rechte Opfer setzt den Wert des Geopferten voraus. Ihre Ansicht aber raubt ja diesem den Wert, sie leugnet, daß die Gabe der Satire, so einer richtig sie gebraucht, gute Früchte bringen kann, sie stellt sie ungefähr einem Laster gleich, von dem man nur uneigentlich sagen kann, daß man es zum Opfer bringe, da es gar kein Recht hat zu sein. Wenn die Kirche heute gnostisch würde und die Ehe verböte, weil das Geschlechtsleben, vor allem heute wieder, die gefährlichste Gelegenheit ist, des ewigen Lebens und des Gehorfams des Glaubens zu vergessen, weil es heute wieder von jeder Gemeinheit, von jeder Lüge und Heuchelei, von jedem Witz befudelt wird,

1

dann wäre ihm zu entsagen kein Opfer, sondern Pflicht. Das gehört zur ersten Definition des Opfers, daß das Geopferte ein Eigenrecht hat, zu sein, ein Recht hat, sein Recht geltend zu machen; wo das nicht gesehen wird, ist die Verwirrung groß. Es ist nicht alles Opfer, was einer dafür ausgibt. Nehmen Sie an, jener Knecht, der sein Pfund vergraben hat, hätte seinem Herrn nicht die bekannte freche, freilich auch heuchlerische Antwort gegeben, sondern die in der Potenz verlogene, er habe sein Pfund — zum Opfer gebracht. Was hätte ihm das genützt? — Eine »Gabe« muß erst einmal objektiv sich ausgewirkt, muß einmal normal gezeigt haben, was sie wert ist, was ihre Früchte sind, ehe einer subjektiv sie zum Opfer bringen kann.

DER FREUND: Ich widerspreche nicht, im Gegenteil. Ich sage, es kann Gaben geben, die gut sind für eine gewisse Stufe des Menschen und der Menschheit, es kann große Gaben geben, die auszuüben dem Heiden, den Gott wie alle Menschen liebt, nicht nur erlaubt, sondern Pflicht ist, während sie für den Christen um höherer Gaben, vor allem um höherer Pflichten willen zurückgehalten — geopfert werden müssen. Dazu gehört — vielleicht! — die Satire.

DER SATIRIKER: Diese Forderung kann den Modus, ich meine die Art der Ausübung der Gabe betreffen, nicht ihre Substanz.

DER FREUND: Mein lieber Freund, nun tun Sie sich selber und Ihrer Gabe Unrecht. Nun muß ich auch noch die Satire gegen den Satiriker verteidigen. Ich habe Sie in einen Gewissenskonflikt gebracht, der Sie im Augenblick der Verwirrung vergessen läßt, daß Wesen und Modus Ihrer Kunst eins sind. Ich gestehe Ihnen, daß ich mir vorläufig nichts Rechtes vorstellen kann unter einem Löwen, der Gras frißt. Und eine Satire, die weder schlagen noch treffen, noch verwunden, noch töten kann, die nicht anstoßt, es sei denn mit dem Glase, ist ein Spaß, der mir keinen macht. Zunächst muß eine Definition dem Dinge nachkommen, das vor ihr da ist, dann aber muß das Ding auch die Definition erfüllen, sonst ist es nicht das Ding, das wir meinen? Sie wissen, jener Mann, den wir beide verehren, so sehr, daß wir jeden Tag Gott von ganzem Herzen Dank sagen, daß er ihn hat da sein und leben und wirken lassen, Ihn zu ehren und uns zu lehren; Sie wissen, jener große Kardinal, der eigentlich Sie an ihrer Kunst irre werden ließ, nicht ich; denn Sie sind irre geworden, leugnen Sie es nur nicht!

hat zu Anfang seiner Apologia pro vita sua gegen seinen Gegner eine Satire geschrieben, eine der vernichtendsten, die die europäische Literaturgeschichte kennt. Seine heilige Seele muß aber nach der Erbarmungslosigkeit des Kampfes Bedenken bekommen haben, ob diese Satire mit der Liebe verträglich sei, und so hat er sie, nicht etwa modifiziert, oh nein! denn er war ein großer Geist, der wußte, daß die Dinge, wenn schon, ihrer Definition genügen müssen, er war dem Wesen seines Geistes nach ein Platoniker, und Plato war rein eifersüchtig darauf, daß die Dinge ihren Definitionen genügen müssen. Er modifizierte sie nicht, er *milderte* sie nicht, wie es eine sentimentale Kastratenklugheit dieser Tage verlangt — oh nein! aber — er unterdrückte sie, er ließ sie weg in den späteren Auflagen. Und das, mein lieber Freund, ist ein Beweis für meine These, wie Sie für die Ihre keinen haben.

DER SATIRIKER: Der große Kardinal hat die Stelle weggelassen, gewiß, aber die Menschen haben sie deshalb nicht vergessen und werden sie nicht untergehen lassen, gerade diese Stelle ganz gewiß nicht. Weil die heilige Seele des großen Kardinals Gott immer näher kam und keine Freude mehr hatte an seiner Satire, dür-

fen Sie deshalb dieser nicht den Makel der Unchristlichkeit aufdrücken. Wohin kämen wir?! Weil der heilige Thomas von Aquin von einem bestimmten Augenblick an die Philosophie liegen ließ, die Feder nicht mehr anrührte, mitten im Werke abbrach und offensichtlich *herabsah* auf ein großes Werk, zu dem wir *hinaufsehen*, als ob es auch nur im geringsten noch einen Vergleich zuließe mit dem, was er jetzt wußte und sah — wie ständen Sie da, wenn Sie daraus schlössen, daß der Christ keine Philosophie treiben dürfe, vor allem keine thomistische, daß er seine Gabe *von vornherein* opfern müsse. Wie ständen Sie *heute* da?! Im übrigen danke ich Ihnen, daß Sie den Kampf gegen die Satire so fatirisch führen, das ist mein Triumph, auch Sie kommen nicht los — von natürlichen Dingen; ich danke Ihnen, daß Sie mich wieder auf den rechten Weg gebracht haben. Es ist das Verteufelte bei so einem Gespräch, daß man unwillkürlich werben will für seine Idee und sie dadurch halb verliert. Aber diese Gefahr ist vorbei. Nun müssen Sie sich schon bequemen, die Satire als Gabe und als Kunst menschlicher Äußerung menschlicher Dinge nicht bloß dem Heiden und Ungläubigen, sondern auch dem Gläu-

bigen und dem Christen zu lassen. Da sie nun einmal eine Gabe ist, und das haben Sie zugegeben, ist alles, was Sie sagen können, nur: sie ist Gewissenssache. (Die objektiven Gesetze und Gebote der Wahrhaftigkeit, Treu und Glauben, und ebenso die Gesetze des Landes und Volkes dürfen nicht verletzt werden, das ist selbstverständliche Voraussetzung.) Aber was ist hier nicht Gewissenssache? Mein Gewissen kann mir ebenfогut verbieten, ein lyrisches Gedicht zu schreiben, ein Bild zu malen, ein Theater zu bauen, Schauspieler zu sein, ein philosophisches System aufzustellen oder — Thomas von Aquin! — zu vollenden, wie eine Satire zu schreiben. Was ist *nicht* Gewissenssache? Alles ist Gewissenssache.

DER FREUND: Sie haben nicht ganz unrecht, aber Sie übertreiben auch schon wieder. Sie werden von Ihren Sätzen weggeholt. Ihre Begeisterung macht Sie doch immer wieder sophistisch und unfachlich. Es gibt objektive Grade der Gefährlichkeit wie der Annäherung an die christliche Wahrheit und Gesittung, Grade, die in den Künsten selber oft mehr oder weniger ausgedrückt sind. Kann man so nicht vielleicht sagen, daß alle hohe und reine Musik zum Beispiel und große lyrische Kunst als Elemente des reinen

fündelosen Menschengeistes auch noch zu denken sind — während man das doch niemals über Ihre Kunst — beileibe nicht — sagen kann? Sie setzt in so verzweifeltem Sinne die Erbfünde voraus, daß sie sogar auch noch eine aktuelle Entartung voraussetzt.

DER SATIRIKER: So! Ist das so? Nun habe ich Sie gefangen. Das ist meine Stunde. Die Satire setzt die Entartung voraus. Welche Entdeckung! Aber die Artung auch. Das aber ist's, was Sie vergessen oder nicht sagen. Ihr Recht und ihr Sinn ist zwischen These und Antithese, darum liebt sie die Antithese, zwischen Sein und Sein-sollen, was von jeher prachtvolle Antithesen gibt. Doch das ist erst der Anfang. Lassen Sie mich reden, und lassen Sie mich reden, wie mir die Dinge einfallen, Sie können sie ja nachher in Ordnung bringen und mich belehren, wo ich sie nicht eingehalten habe. Was wollen Sie denn? Die Satire hat mehr Voraussetzungen als jede andere Kunst. Sie hat! Aber ich bin rein vernarrt in Voraussetzungen, je mehr, desto besser, vorausgesetzt, oh! *vorausgesetzt*, daß sie wahr und real sind; je mehr Voraussetzungen, desto mehr Wahrheit für den armen menschlichen Geist, der nicht aus dem Nichts schaffen kann, der nicht

das winzigste Sandkörnchen des Seins schafft, und nicht einmal ein Komma, geschweige denn ein Wort, es ist alles, alles da; der nicht einmal allein eine Lüge schafft, sondern sie sich eingeben läßt vom »Vater aller Lügen«, welcher der Teufel ist. Voraussetzungen kann ich überhaupt nicht genug haben, ich bin der Antipode sämtlicher Voraussetzungslosen — fragen Sie sie einmal! Die Satire setzt in eminentem Sinne die Erbfünde voraus, sagen Sie. Wie wahr! Und wie gibt sie der Wahrheit die Ehre, zusammen mit allen Weisen und Propheten und den heiligen Büchern! Sie meinen, Musik und Lyrik seien auch denkbar ohne die Erbfünde. Sie sind es. Bei Engeln, die nie abgefallen sind, aber bei den Söhnen Adams und Evas! Nein, auch bei den Heiligen nicht! Aber dem Wesen nach! Ach ja, Sie sind wohl Phänomenologe, Schelerschüler, wie? Was? Ich bin ein Voraussetzungsvoller, der auch faktische Wahrheiten voraussetzt. Gott wese nicht nur, Er *ist* auch, und ist um keinen Deut später, als er wese. Seine Essenz ist nicht vor Seiner Existenz, und mir armen Sünder ist es wichtiger, daß Er ist, daß Er wese versteht sich dann von selber, aber erst muß Er sein, wenigstens für mich armen Sünder, ich kann nicht so lange war-

ten, bis Scheler und Schüler Ihn erschaffen haben; ich setze auch faktische Wahrheiten voraus, da ich nicht eins bin mit meinem Wesen, und nicht alles, was ich bin, mein Wesen ist, ich setze auch faktische Wahrheiten voraus, ohne die mein Geist so wenig leben kann wie ohne Wesenswahrheiten, und keine, die faktischer wäre, als die Erbfünde. Ist sie vielleicht aus dem Wesen des Menschen a priori zu erschließen? Niemals. Vielleicht ihre Möglichkeit, aber niemals ihre Realität. Und daran scheitern die Phänomenologen, die viele Wesenswahrheiten erkennen und doch wesentliche Wahrheiten nicht wissen. Jawohl, die Satire setzt die Erbfünde voraus. Aber ich sage Ihnen, auch Ihre Musik und Ihre reine Lyrik sind nur Schemen diesseits des Lebens, sind nur wie jene grauen Seelenschatten, phänomenologische Wesen im Hades, bis sie von dem Blute getrunken haben, welches — die Erbfünde voraussetzt. Hier ist der Abgrund aller Mysterien. Und glauben Sie, die Engel selbst, die sündelosen, fangen heute nicht auch, um dieses Blutes willen, von der *felix culpa* — setzten also nicht auch die Erbfünde voraus! Der unschuldige Adam *war* eine Realität, der sündige *ist* eine Realität. Ich mag die Leute nicht leiden, die eine Realität auslassen.

DER FREUND: Ich auch nicht. So ist also die dritte Realität im gleichen Range, nein, was sage ich, in höherem Range, die Erlösung. Sie haben mir zu größerer Klarheit verholfen. Ich kann jetzt besser sagen, was ich meine, weil ich es besser weiß. Immerhin habe ich es nicht so gemeint, wie Sie, um der Satire willen, es dargestellt haben. *Und Sie wissen das!* (Mein Einwand gegen die Satiriker, daß sie etwas unterschlagen oder dazu tun; aber vielleicht tun das alle Künstler!) Denn Sie werden mir doch zugeben, daß der Selige, der durch Erlösung Seliggewordene, menschlich gesprochen, als Lyriker oder Musiker, als Hymniker auch in der Ewigkeit zu denken ist, indes niemals als Satiriker — auch nicht der Hölle! — selbst wenn, wie auch ich glaube, jenes Kreuz, das scandalum, das Zeichen der Erbünde, niemals vergessen sein wird, auch in den Äonen nicht, wo Gott wieder alles in allem sein wird; denn wenn auch Menschen vergessen könnten, weder Gott kann es, noch der Teufel — selbst wenn ich Ihnen zugebe und dankbar dafür, daß Sie es gesagt haben, zugebe, daß jede Kunst, die nicht von jenem Blute getrunken hat, mehr im Nichtsein ist als im Sein, ein christliches οὐκ ὄν ist. — Doch verzeihen Sie mir, Ihre Begeisterung

hat einen falschen Ton. Und ich habe ein Ohr für falsche Töne, ich habe es geschärft im Umgang mit Ihnen, ich habe ein satirisches Ohr bekommen. Sie glauben nicht nüchtern an Ihre Sache, wie Sie einst geglaubt haben, und ich will Ihnen sagen, warum. Die Satire ist ein großer künstlerischer und ethischer Versuch, die Dinge wieder herzustellen, wieder einzurenken, vor der Erlösung. So ist sie nicht bloß vor der Liebe da, was vielleicht der nächstliegende Einwand ist, der aber, wie das Nächstliegende so oft, nicht der triftigste ist, da auch die Liebe, um ihrer selbst und um des Geliebten willen züchtigt — besser ist vielleicht zu sagen, sie ist vor dem Glauben da und vor der Hoffnung da. Und das gilt für den heutigen Satiriker im besonderen. Er unterscheidet sich nicht in diesem Punkte von seiner Zeit und Welt, die, so sonderbar es klingen mag, da so viel Haß in der Welt ist, immer noch etwas mehr Liebe hat als Glauben — wie groß muß der Unglaube sein! Er ist es auch. Es ist immer noch mehr Liebe da, abstrakte Liebe sozusagen, als Glauben, ich meine, *Glauben an den Sieg des Guten*, denn darum handelt es sich. *Es gibt viel blinde Liebe heute!* Die Wort und Wert in ihrer Rangordnung zu hüten haben, die um der Wahr-

heit und der Herrlichkeit Gottes willen den Schein der Graufamkeit, wie die Engel der Rache, auf sich laden müssen, dürfen das nicht vergessen, wenn sie nicht wirklich grausam werden wollen. Liebe zu den Unterdrückten ist ein ebenso starkes Motiv zu Satire und – Revolution, wie Haß gegen die Unterdrücker. Daß einer aus Sympathie mit dem schwachen leidenden Menschen die Forderungen Gottes nicht vorbringen will, ist heute eine *sympathische* Sünde, die Kierkegaard in seinem ganzen Werke beschäftigt hat. Es ist eine Sünde des Mangels an Glauben. Wer heute liebt, ohne zu glauben, der wird als geistiger Mensch notwendig zum erbarmungslosen, ja zum gehässigen Satiriker am Bestehenden, auch an der »Kirche«, oder als Mensch der Tat zum Revolutionär. Wer es nicht wird, hat entweder sowohl den Glauben wie die Liebe und sucht zu »helfen« und hofft, daß Gott helfen wird, oder er hat weder den einen noch die andere und ist weniger als der Revolutionär, und die rechtmäßige Beute des Satirikers. Gleich zu Beginn habe ich zu Ihnen von dem größten Satiriker des christlichen Europa gesprochen, von Jonathan Swift. Besser noch, als zu sagen, daß ihm die Liebe fehlte, ist es zu sagen, daß er weder geglaubt noch gehofft hat.

Ja, so ist es, man kann nicht sagen, daß dem echten Satiriker die Liebe fehle, im Gegenteil, er liebt *verzweifelt*. Kein größeres Beispiel für die schickfalsvolle Wahrheit, daß nichts übersprungen werden darf; denn ohne den Glauben hat die Liebe in dieser Welt des Todes keine Hoffnung und sie verzweifelt und wird bitter, ein amare amare. Am Anfang der Erlösung steht der Glaube, und steht in der Mitte und steht am Ende in diesem Leben, da er die Liebe nicht verläßt und sie hoffen läßt und der reale Anfang ist des übernatürlichen ewigen Lebens. Im Christentum ist die Idee des »absoluten« Satirikers überwunden. Denn er ist objektiv ein sinnloses von der Zeit einer rettungslos verlorenen »Zeit« gebrachtes Opfer des Ideals, dessen heilende Kraft sein Opfer nicht beschwört, und darum subjektiv ein verzweifelter. Und so hat er auch die rechte Liebe nicht, wiewohl er Liebe hat, gewiß! Aber seine Liebe ist die der Ungeduld, weil das Ideal nicht erfüllt ist, also gleichsam die Liebe des Unglaubens; die rechte ist die der Geduld, weil bei Gott alles möglich ist, also die Liebe des Glaubens. Seine Liebe ist sein Leiden, das ist gut so, das ist immer so auf der Welt, aber sein Leiden ist auch noch seine Leidenschaft, und eine Paf-

sion im zweideutigen Sinne der Welt, und darum auch seine Liebe nur halb in der Demut und halb noch im Stolze, sie ist nicht einfältig; in ihr ist eine Ranküne. Glaube, Hoffnung und Liebe — glauben Sie mir, wenn unter diesen göttlichen Dreien nur eine verletzt wird, werden es die anderen zwei auch. Sie gehören zusammen, diese großen theologischen Drei — *numero deus impari gaudet*, Gott hat Lust an der Dreizahl! Sie sind die drei mystischen Bäume, welche die Gnade Gottes selber für den Menschen gepflanzt hat, mit den Wurzeln ineinander im paradiesischen Erdreich, gespeist von den Wassern des Lebens, von deren Früchten die Menschen essen sollen, auf daß sie zum ewigen Leben genesen, nachdem sie die Sünde gegessen haben und des Todes gewesen sind; sie sind die drei Pfeiler des geistlichen Lebens, an denen und auf denen der Mensch selber mitarbeiten kann zu seinem Heile; sie sind die drei Kräfte, die eins werden müssen, um das zage und zuckende Herz des Menschen fest zu machen; sie sind die drei geistlichen Hebel, wiederzuheben den gefallenen Adam; sie sind die drei Tore, über denen der Stern steht, durch die der Mensch eingeht in das Reich; sie sind die drei Quellen, deren wachsende Ströme enden

im ewigen Meere, das nur Liebe ist; sie sind drei wie Wasser und Wein und Blut, numero deus impare gaudet. Verflucht, wer sie auseinanderreißt, wer Gottes Freude stören will! Ein Unglückseliger, wer nicht wagt, zu hoffen. Ein Empörer, ein Geisteigener Satans, wer da wagt, nicht zu hoffen. Möchten Sie enden, wie der, der in seiner Jugend ein Irrenhaus baute und in seinem Alter es selber bezog? Möchten Sie?! Darum haben alle Propheten, Apostel und Heiligen und alle Christen immer alle drei, nicht zwar in menschlich gleicher Weise, sondern je nach Anlage der Person mit anderem Tone und anderer Farbe, sie haben alle drei, subjektiv vielleicht in anderer Reihenfolge und Mischung, wiewohl die objektive Reihenfolge von Ewigkeit her feststeht. So könnte wohl einer sagen, daß das eigentliche Element des heiligen Paulus der Glaube war, daß die Liebe in ihm das reinste übernatürliche Gnadenwerk war, daß Glaube und Hoffnung sozusagen seiner »Natur« näher waren, als Liebe. Er hat auf sie den gewaltigsten Hymnus geschrieben, der je in eines Menschen Herzen aufkam, nein, nein, nicht also, der je in eines Menschen Herzen von Gottes Gnade geweckt wurde, als ein von der Liebe Überwältigter, von einer Lie-

be, die seiner »Natur« fremd war. Wer von Natur der Liebe näher steht, redet von ihr, auch der übernatürlichen, simpler, selbstverständlicher. Aber weil er den unverfälschten Glauben hatte und die große Hoffnung, ward ihm auch die Fülle der Liebe. Bei andern ist es vielleicht umgekehrt. Zugegeben nun, daß der große Satiriker die Liebe hat, aber den Glauben hat er nicht, und also, noch einmal, auch nicht die rechte Liebe. Sie selbst haben einmal gesagt, daß alle Shakespearesche Tragik zum Merkmal habe, daß der Mensch eine unendliche Leidenschaft, die nur unendlichen Dingen gebührt, auf endliche Dinge wirft, wodurch Dinge und Mensch zerstört werden. Sie hatten recht. Die tragischste Erscheinung dieser Welt ist die sich selber unverständliche Verzweiflung der Liebe, weil sie nicht glauben und hoffen kann, die Verzweiflung des Hasses versteht sich sozusagen besser, als jene sich versteht, und ist darum nicht tragisch, wozu als unentbehrliches definierendes Merkmal ein Mißverständnis gehört. Die verzweifelnde Liebe versteht sich nicht, weil Liebe und Verzweiflung Widersprüche sind im ewigen Leben; aber welche Widersprüche leistet sich nicht der Mensch in der Zeit seit Adams Zeiten!

Etwas davon trifft auch den Satiriker. Er setzt einen unvergänglichen Akzent auf vergängliche Übel, so stört er die Ordnung, so überschreitet er das heilige Maß, das die Freude und die Zucht des Geistes und die Wahrheit und der Sinn der Dinge ist. »Und wenn«, könnten oder werden Sie sagen, »und wenn! Qualis artifex! Der Floh oder Kerr, den ich darstelle, wird in Äonen nicht untergehen. Gibt es größere Kunst als die, vergänglichster Dinge unvergängliche Bilder zu gestalten!« Aber es ist eine Parenthese der Verzweiflung, vielleicht sollte der Floh untergehen, es ist eine Bravade, eine Prahlerei, und mehr: denn hier ist die Kunst wohl ein Trank, der die Edelsten berauschen kann, so daß sie des Heiles vergessen. Der große Satiriker ist ohne Hoffnung ausgeliefert Wirklichkeiten, die nur er sieht, wie andere bösen Träumen, die gleich wilden Tieren seine Seele umlagern. Er ist der Mensch, der Heimweh hat, keiner mehr als er. Er ist immer Platoniker, ein Mann der Erinnerung; einmal, vor Ewigkeiten, war er wo anders, wo es schön war, nun kennt er seine Heimat nur mehr vom Heimweh, er ist ein Liebender der Erinnerung.

DER SATIRIKER: Sind Sie fertig? Sie behaupten, mir fehle die Geduld. Und doch habe ich Sie

nicht unterbrochen. Aber ich habe zu Ihrem Glücke auch nur eines eigentlich recht gehört und verstanden: Sie lassen also doch dem Satiriker die Liebe — Sie müssen! — welche höher ist als Glauben und Hoffnung und dauern wird, wenn jene nicht mehr sind. Könnte ich mich damit nicht zufrieden geben? Aber was ist ein Satiriker, der auch nur zur Hälfte sich aufgibt, er, der wie kein anderer ganz sich haben muß! Sie lassen ihm die Liebe, aber wissen Sie nicht, daß es auch Satire ohne Liebe gibt, die Satire des Gönners und des Feinschmeckers, die Satire des Skeptikers und des arbiter elegantiarum, der nie das glühende Eisen der indignatio auf bloßem Herzen gespürt hat. Es gibt Satire als Kunststück und als Nachtisch. Und es ist eine der satirischsten Tatsachen, daß der Satiriker ohne Liebe bei der Welt mehr Liebe findet, als der Satiriker mit Liebe. Haben Sie darüber nachgedacht? Jener redet noch als Satiriker seinen eigenen Opfern nach dem Munde, um den er Honig streicht, jenen füßen Honig: Wir sind alle bloß Menschen, dieser läßt sie die Galle der Wahrheit schlucken, daß wir noch nicht Menschen oder keine mehr sind. Dafür aber vielleicht Christen? Oho, als ob man dazu nicht erst Mensch sein

müßte! Sie lassen dem Satiriker die Liebe und sprechen ihm Glauben und Hoffnung ab. Aber eigentlich wollen Sie etwas ganz anderes sagen; ich kenne das Lied. Es ist die Melancholie des Satirikers, daß er nichts erreicht, gewiß, nichts, nichts, nichts! Nichts im Großen, im Faktischen, Sichtbaren der Welt, in quantitate. Die Quantität ist ja seine Schwermut und die mit ihr gegebene Mediokrität. Er legt nur sein Zeugnis ab, daß er mit dabei gestanden, aber nicht einverstanden war. Ist es nichts? Hunderte, Tausende, Millionen stehen herum und sagen ja, oder nichts, oder merken nicht einmal die Verzerrung des Gesichts der Schöpfung oder die Stunde des Gerichts. Ist es nichts? Legen sie nicht auch Zeugnis ab, wie? Und was bedeuten sie? Ich will es Ihnen sagen. Nichts, nichts, nichts bedeuten sie vor dem großen Ja des schöpferischen, das Nichts gestaltenden Geistes. Durch die Hölle des Nichts geht der Satiriker, und nichts bleibt ihm erspart, und das sei nichts?! Impune ergo mihi recitaverit ille togatas, hic elegos? Nichts konnte damals den Lärm dieser Dichter und Herfager stillen, die heute so stille sind, nicht einmal dieser demolierende Vers. Aber er ist heute 2000 Jahre alt; er hat das Nichts seines Gegenstandes in seiner Un-

geduld und Indignation 2000 Jahre lang schon abgestoßen und hört nicht auf, es abzustößen in die Hölle des Nichts. Ist es nichts? Er *ist*, jene sind nicht. Ist das nichts? Vor Gott ist es nichts — oh, als ob ich Ihr Schweigen nicht hörte! — gewiß. Aber die ganze Schöpfung ist vor Gott nichts, wenn sie sich selber ansieht und nicht von Ihm sich ansehen läßt. Und was will heute der Satiriker anders? Noch lebt diese Schöpfung und wir gehören zu ihr und haben Ordnung zu halten. Wir wollen nach den echten Überlieferungen leben, das Leben der Väter und Mütter und Kinder leben, wie es überliefert ist, und nicht wie trostlose Narren und Sophisten es sich ausdenken zu einem Nichts ohne Blut und Geist und ohne Hilfe der Überlieferung und der Überlegung und ohne Gottes Hilfe. — Der Satiriker erreicht nichts, die ewige Melodie, die er selber zuerst fand und bitter sang, er, der Abendvogel, bevor die Nacht kommt. Aber haben Sie nachgedacht, wie nahe das dem Christlichen kommt? Juvenal hat das Römische Reich vor dem Untergang nicht gerettet, das ist, auf die Sentenz gebracht, Ihr und aller meiner Gegner Einwand. Aber hat denn das Christentum es gerettet, ist die respektvolle Replik, die provozierte Replik? Ist das Christen- //

// tum ein »Erfolg« im Sinne der Welt? Was er-
reicht unmittelbar und sichtbar der Heilige als
Heiliger? Sehen Sie die Welt an, in der auch
heute Heilige leben! Ist es viel mehr als nichts
für den Blick auf die Oberfläche? Oh, ich ken-
ne die Grenze, ich überschreite sie nicht, ich sehe
den Engel und sein flammendes Schwert und ich
fürchte und liebe das Feuer. Fürchten Sie nichts!
Ich bleibe, wo ich bin, aber ich spreche für die
Welt *als Schöpfung* und ihre Gesetze und ihre
Ordnung. Der Heilige, der unmittelbar nichts
erreicht, rettet Seelen und stellt in unermesslichen
Tiefen und Höhen des Seins ein schwankendes
Gleichgewicht wieder her, daß noch höher der
Lobpreis der Engel erschallt und vielleicht auf
Erden eine Blume süßer duftet, seliger leuchtet,
ich überschreite nicht die Grenze, aber eine
schwache Analogie will ich retten, die Sie leicht-
sinnig oder hochmütig — jawohl! — aufgeben oder
vernichten wollen. Denn auch der Satiriker er-
reicht im Verborgenen zuweilen etwas. Wo noch
eine natürliche geistige Jugend ist, da stärkt er
ihre Angst vor der Leere und dem Geschwätz,
ihren Mut zur Höhe und Fülle der Weisheit,
ihren Abscheu, ihre Begeisterung, ihren Ent-
schluß, ihr Schweigen und ihr Wort. Es kann

geschehen, daß ein Dutzend Menschen sich zusammennehmen und das Schlechte oder Verächtliche nicht tun, weil sie Auge und Ohr und Wort eines Satirikers fürchten, der sie doch vielleicht weder sieht noch hört. Gott weiß es, das hat er zuweilen erreicht und erreicht es heute noch. Und möchten Sie vielleicht Juvenal missen in der Geschichte Roms? Ist er zur Schande oder zur Ehre des S. P. Q. R.? Würden Sie nichts vermiffen, wenn er fehlte, ob Sie auch nicht sagen könnten, was? Einen Mann, sage ich aber, und einen Krieger, die Rehabilitation der Sprache, die entehrt wurde durch fortgesetzte Lüge, den Schrei der Scham in einem Schlamm der Schande, den Zorn, die indignatio, die den Vers nicht verzehrte, nicht einmal verkehrte, ja, die ihn schuf, als ob sie die Liebe selber wäre, und integer ist sein Adel und seine Schönheit, hoher Ahnen wert. Ist das nichts? Und dann, was meinen Sie denn, was von unserer Zeit so viel anderes übrig bleiben wird, als ihre echte Satire? Die schwarze Magie oder die Fackel? Also sogar, wenn es gar nichts nützte und eine Jugend verkommen wäre, wie sie es nicht ist noch sein kann, die Atmosphäre wäre doch um seiner selbst willen zu reinigen durch einen Blitz der Erkenntnis, durch ein Wort,

das ihn selber zuerst befreit. Goethe ist Goethe, und Gundolf ist Gundelfinger, und die »Schau« ist blinder Schwindel, und ein Jude, der ein Heide wird, ist ein Wind und ein Durchfall, es lebe der Satz der Identität, der der Vater ist des Satzes vom Widerspruch auch zwischen Gundelfinger und Goethe. Sie meinen, ein Satiriker sei immer Platoniker, vielleicht, ich weiß es nicht so genau, ich schenke Ihnen das; geistreiche Bemerkungen sind nicht ohne, viele wären froh darum, ich schenk' sie Ihnen, schließlich ist Brot doch besser als Kuchen: aber vielleicht kann er auch einmal Thomist sein, und eines steht fest: er ist kein Hegelianer, denn er zehrt vom Satze des Widerspruchs, er ist rein vergafft in ihn. Was wäre er ohne ihn? Ein Nichts! Nicht einmal! Auch das Nichts setzt den Satz vom Widerspruch voraus. — Er kennt das Geheimnis des Zauberbergs, das Geheimnis der Heroisierung der Mediokrität und der Nivellierung des Heros und des Heiligen durch die Macht der Presse und Israels; gestützt von gewissen Universitätsprofessoren, die das lachende Staunen des Satirikers erregen, weil sie eigentlich den Schwindel aufdecken, den Tod der Langeweile schmecken lassen müßten. Denn wenn *sie* in dieses Horn blasen, wehe uns, sie sind

die schlechtesten Musikanten; wenn sie mit dem Ernste ihres gut bezahlten Amtes den Spaß der Journalisten umhüllen, ist es zum Davonlaufen; sie können von Natur nicht, was jenen ein Dämon des Hohnes verlieh: ewige Dummheiten mit der Gescheitheit des Tages sagen — sie sagen *alles* dumm! — Aber wer soll das sagen, wer soll es konkret sagen, indem er das Odium des Verrats und der therapeutischen Verkleinerung angebeteter Namen — wenn auch nur für einige Jahre, dann weiß es alle Welt! — auf sich lädt, wenn nicht der Satiriker? während jene allgemeinen und abstrakten und *vornehmen* Kulturkritiker es sich bequem machen und davon leben, daß sie einander um die Wette nachsagen, daß es bei uns genau so zugehe wie im alten Rom, was heute jeder Boxer und jedes Girl in der Pause zum andern sagt: Siehst du wohl, genau wie bei Nero, ganz Helio-gabal. (Ein Beweis, daß solche Vergleiche heute eher Gegenstand der Satire sind, als sie selber. Unvorhergesehen von der Zeit ist alle große Kunst, also auch die wahre Satire.) Wer anderer als der Satiriker soll es sagen, daß eine Konversion aus einem schlechten Schriftsteller keinen guten macht; daß die Manie für solche Fiktionen ein Eingeständnis der Schwäche, ein Verrat an zwei

höchsten Werten ist, der Natur wie der Übernatur, am Genie wie an der Gnade? Wer soll es sagen, wenn nicht der Satiriker? Und ist es nicht ein Opfer? Und ist das Opfer ohne Salz? Und dieses Opfer *muß* sein. Sie lassen dem Satiriker eine blinde Liebe. Aber das genügt mir gar nicht. Ich kümmere mich, jawohl, ich kümmere mich einen Schmarren um Ihre Definitionen. Was geht das mich an, wie Sie sich im Abstrakten einen Satiriker vorstellen. Nämlich, daß er nicht glauben und hoffen könne, wenn vielleicht einer ist, der sowohl glaubt wie hofft. Ich bin in meinem Elemente. Wollen Sie behaupten, daß ein Soldat — und ein Satiriker ist wie ein Soldat, wie ein Mann, der eine Waffe zu führen hat — wiewohl er gerade im Kriege ist, nicht glauben und hoffen könne, daß einmal Friede werde, sein Amt und seine Waffe um des Friedens willen find? Noch mehr, noch mehr! Oh, jetzt weiß ich, worum es geht. Wollen Sie vielleicht behaupten, daß heute ein Satiriker sein müsse wie ein Heide; daß er nicht beten könne: *Quis dabit ori meo custodiam, et super labia mea signaculum certum, ut non cadam ab ipsis et lingua mea perdat me? Domine pater, et dominator vitae meae ne derelinquas me in consilio eorum: nec sinas me cadere in illis?* daß

er nicht sich führen lassen könne, daß er nicht in jedem Augenblick seiner Unraft Raft finden könne bei dem Ewig-Unveränderlichen?

DER FREUND: Darum geht es, in der Tat. An nichts anderes habe ich gedacht hinter all meinen Worten. Und so ist der Augenblick gekommen, und wir sind an dem geistigen Orte, wo kein Menschenwort mehr weiterhilft. Der Rest ist Schweigen. Wo dieser Augenblick zwischen Menschen allein eintritt, ist er bitter zu schmecken, eine Leere und ein Mangel und ein Fallen in trostlose Einsamkeit, wo er eintritt in dem einzig fruchtbaren Gespräch mit Gott, ist er Vorschmack der Seligkeit, der Fülle und Einheit und Gemeinschaft. Ist das Ihre Meinung, was Sie gesagt haben, und ich kann nicht in Ihr Gewissen sehen, ob Sie nüchtern reden oder wie ein Schwärmer, ob Sie in der Wachsamkeit des erleuchtenden Geistes reden oder im Überschwang des berauschten eigenen; meinen und verantworten Sie es wirklich, dann möge Gott Sie segnen und Ihre Waffe, dann mögen alle Heiligen für Sie bitten. Aber auch ich habe nichts zurückzunehmen: ich habe nach meinem Gewissen geredet und ich zittere um Ihre Seele. Quod dixi, dixi.

ENDE



(1) Theol. syst.

(1) Kirm. misc.

DER HERRN. Darum glaube ich, daß ich
nicht anders habe zu thun, als mich
Warten. Und so ist die Angelegenheit gekommen,
und wir sind zu dem gelagerten Orte, wo kein
Hochwasser mehr vorüber ist. Das hat in
Schwaben. Wie dieser Augenblick zwischen
München aller eintret, ist er hinter die Kirche
hin, eine Karte und ein Mangel und ein Rollen in
große Eile, wo er eintritt in dem einzig
ausgehenden Gebirge mit dem Vorhaupte
der Seigler, der Fink und Einheit und Gemein
schaft. In der Ihre Meinung, was Sie gefügt in
hien, und ich kann nicht in ihr Gewissen sehen,
ob Sie trübsam reden oder wie die Schwärmer
ob Sie in der Wachsamkeit des erlöschenden
Gottes reden oder im Überdruß der heftigen
von eigenen meinen und verantworten Sie es
müßig. Denn selbst Gott die Segen mit Ihre
Wahrheit, was mögen die Feindgen für Sie hören.
Aber auch ich habe nichts mehr zu schreiben, ich
habe nach meinem Gewissen geredet und ich
hoffe, daß Ihre Seele. Quod erat, etc.

1 1. 03. 76

- 8. Juni 1978

1 n April 1979

- 4. Sep. 1980

Stellenweise Ausstrichungen
10. 4. 79 Gf.

SLUB Dresden



3 0149573

